Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

830.8
B47
1923:13

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

BOOKSTACKS

Verhütet Krankheiten in Eurer Familie.
Stärkt den Körper rechtzeitig, das heißt

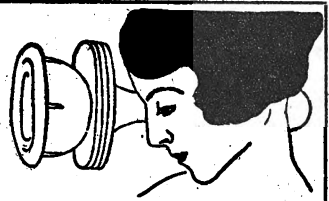
sofort, ehe es zu spät ist!

Radjosan ist das Nervenstärkungsmittel der Gegenwart und Zukunft! Es ist aber auch das Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und Schönheit, es sorgt für reines gesundes Blut; und damit ist alles erreicht! Näheres erfährt man durch folgende Schrift, Preis 250 Mk. franko: **„Wie verschafft man sich gesundes Blut zur Wiedererlangung und Erhaltung der Gesundheit."** Dieses Buch sollte jede Mutter lesen! Darin findet man Näheres über Verhütung von Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht, Erhaltung der Schönheit usw.

Radjosan-Versand, Hamburg 40, Radjoposthof

Postscheckkonto Hamburg 5552

Ein schönes Gesicht



ist ein **reines** Gesicht. Ein solches verschafft Dir in kürzester Zeit der **Wikö**, denn er befreit Dich von allen Hautunreinheiten, Mitessern, Pusteln, Falten, Runzeln, fahler und grauer Haut.

Dr. Hentschels Wikö-Apparat D. R. G. M.

das ärztlich empfohlene, kosmetische Grundmittel I. Ranges, ist millionenfach in Benützung und seine wohltätige, überraschend schnelle Wirkung durch unzählige freiwillige Dankschreiben bestätigt. Dauernde Hautschönheit, Hautgesundheit und Hautpflege **nur** durch den **Wikö**. Einfachste Handhabung, einmalige Anschaffung.

Preis . . . . . M. 14,800.—
Wikö-Doppelkraft . . . . . „ 16,000.—
Elegante Ausstattung . . . . . je „ 25,000.—
Porto M. 450.—; Nachnahme M. 350.— mehr.

Wikö-Creme, die unvergleichliche Qualitätscreme von Weltruf, ist ein unschätzbares Hautnährmittel von hervorragender Wirkung. Wer sie einmal benützt hat, verwendet keine andere Hautcreme mehr. Preis M. 7500—, Porto wie oben.

WIKÖ-WERKE Dr. Hentschel, Unt. 5, **DRESDEN**

Was und wo kaufe ich am besten?

Bezugsquellen-Nachweis für jedermann

Bücher der Frau
Ausführliches Verzeichnis kostenlos von der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.**

Federpelzkragen
Straußenfedern, Reiher Hut-, Ball- und Vasenblumen
Das Beste darin hat immer **HESSE, DRESDEN,** Scheffelstr.

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen
Von **Dr. C. E. BOCK**
Neue (18.) vollständig umgearb. Auflage

HALALI-HÜTE
Niederlagen in allen Städten
Halali-Compagnie m. b. H.,
Frankfurt a. Main 7, Moselstr. 4

Ein Griff, und die Antwort
auf unzählige Fragen des täglichen Lebens gibt
Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon

LICHT UND KRAFT
Ein Lehr- und Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht und zur Aufklärung für jedermann.
Von **Th. Schwartze** und **E. Welter**
21. Auflage Mit 556 Abbildungen.

Faltboote in altbekannter Güte
liefern seit 17 Jahren
Klepper-Faltboot-Werke G.m.b.H.
Rosenheim 57 (Bayern)

Werkbuch fürs Haus
Eine Anleitung zur Handfertigkeit für Bastler. Von **Eberhard Schnetzler.** Mit 409 Abbildung. Praktisch gebunden.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Romane von Georg Engel,

des Verfassers der in diesem Bande enthaltenen Erzählung
„Onkel Pökel"

Die Prinzessin und der Heilige

In Halbleinen gebunden Gz. 3,5

Der Name des Autors würde sein Werk genügend empfehlen; der Schöpfer von „Hann Klüth", „Kathrin" und anderer viel gelesener Romanwerke hat sich eine Lesergemeinde geschaffen, der jede neue Dichtung von ihm als Geschenk gilt, das dem Leser neue Lebenswerte vermitttelt. Sein neuester Roman „Die Prinzessin und der Heilige" ist ein starkes Buch, dessen Eindrücke sich nicht leicht im Lesen verwischen können und dessen Geschehnisse und Zustandsschilderungen ihm auch einen Bildungsgewinn bedeuten, da sie kulturhistorisch treue Bilder aus längst vergangenen Tagen liefern. Lokal-Anzeiger, Berlin.

Claus Störtebecker

11.–13. Tausend / In Halbleinen gebunden Gz. 4,5

In keiner seiner Schöpfung vereint Georg Engel in so bezwingender Weise das Dichterische mit dem Dramatischen wie in „Claus Störtebecker". Die Charakterisierung der Umwelt, der Ereignisse, der Menschen, die Schilderung des geheimnisvollen Meerzaubers, das Idyllische und das Leidenschaftliche — alles findet seine plastische Gestaltung. Vollkommenheit und Erhebung löst diese Dichtung Georg Engels aus.
Lokal-Anzeiger, Berlin.

Die Herrin und ihr Knecht

16.–20. Tausend / In Halbleinen gebunden Gz. 1,6

Georg Engels Buch ist aus der Gegenwart, aber für die Zukunft geboren. Es erfüllt die edelste Sendung eines Dichtwerkes, Brücken zu schlagen von Mensch zu Mensch, diese Sendung, der fortab die besten Geistes- und Herzenskräfte der Menschheit werden dienen müssen.
National-Zeitung, Berlin.

Die verirrte Magd

10.–15. Tausend / In Halbleinen gebunden Gz. 4,5

„Die verirrte Magd" ist eine Dichtung von so stark pulsierender Kraft, von so warmer Lebens- und Wesensfülle, ist in ihren Gestalten so klar geschaut, verlebendigt alles Geschehene so plastisch, und selbst ihr Episodenwerk ist so quellfrisch und mit so glücklichem Humor aufgefaßt, wie wirklich nur ein echtes Dichterwerk von schön gereifter Kunstübung das alles zu geben hat. Der Tag, Berlin.

Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Digitized by Google

Zu dem Aufsatz „Treibeis, Eisberge und Witterung". (S. 56)
In der Nähe eines Eiskolosses im Polarmeer.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

13. Band
Jahrgang 1923

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart/Berlin/Leipzig/Wien

Digitized by Google

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

830.8
B47
1923:13

Inhaltsverzeichnis

Onkel Pökel / Erzählung von Georg Engel 7

Die Nichte des Andrea / Roman von Alexandra von Bosse / Schluß 30

Treibeis, Eisberge und Witterung Von Dr. Heinrich Karrer / Mit 11 Bildern 56

Gigantische Bauwerke kleiner Tiere Von Eduard Kränig / Mit 13 Bildern. 83

Die ehemaligen deutschen Kolonien unter der Mandatsherrschaft / Von Markus Seibert / Mit 15 Bildern . . . 106

Zur Schuldlüge 129

Künstliche Paradiese / Von Albin Gönewald / Mit 13 Bildern 130

Die Bestimmung technischer Zweckformen / Von Bruno Paul Prestel / Mit 7 Bildern 151

Der Blutacker / Erzählung von Wilhelm Lennemann 162

Warum man Namen nicht nennen darf Von Felix Warnhöfer 169

Digitized by Google

Auflösung des dritten Preisrätsels . 177
Preisträger unseres dritten Preisrätsels 177

Mannigfaltiges

Alte Lügen und Flunkereien 180
Apparat zum Schärfen von Rasiermessern und Rasierapparatklingen / Mit Bild . . 183
Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen 184
Strahlsieb-Waschgerät / Mit Bild 185
Das letzte Hilfsmittel des Gläubigers . . . 186
Not macht erfinderisch 187
Im Dunkeln ist gut munkeln 189
„Pus-Pus!" — „Miau-Miau!" 191
Begrenzte Fachkenntnis 192
Auflösungen der Rätsel des 12. Bandes . 192

Rätsel

Buchstabenrätsel 29. Kapselrätsel 82. Bilderrätsel 105. Rösselsprung 168.

Digitized by Google

Onkel Pökel

Erzählung von Georg Engel

Niemals hätte ich geglaubt, daß ich dieses Stück aus meiner Jugendzeit noch einmal ausführlich erzählen würde, und mein Nachbar, der Kaufmann Albrecht, behält recht, wenn er sagt: „Er is 'n ollen guten Kerl, aber das Maul kann er nicht ordentlich halten." Damit zielt er auf mich. — Leider ist es auch ein schlechtes Stück, denn ich habe es der Hauptperson meiner Erzählung, meinem lieben alten Onkel Pökel, vor vielen Jahren fest und sicher versprochen, daß ich über diese Begebenheit rein stillschweigen wollte. Und als er darüber beruhigt war, da hat er mir die Hände geschüttelt und so recht überlegen und selbstbewußt vorgebracht: „Na, Jörging, denn kannst du dich auf mir verlassen, denn komme ich auch mal nach Berlin und grabe für dir so 'n lütten Privatschatz aus der Erd' raus. Denn glücken tut mich das. Und wenn mich das zu Knüppelhagen nicht geglückt is, so liegt das an die ollen Däsköpp, die mich in meiner Sympathie unterbrochen haben; und Jörging" — hier steckte sich mein Onkel Pökel so recht behaglich die Hände in die Taschen und stand vor mir, als wäre er der Besitzer von dem Berg Sesam mit allen seinen Schätzen, oder als wenn ihn Bleichröder oder Rothschild eben flehentlich gebeten hätten, er solle doch ihr Kompagnon werden —. „Un Jörging," sagte er, „in Berlin, da liegen noch Schätze von die alten Griechens und Römers her — die da mal gewohnt haben, und wenn ich erst mal so dazwischen steige, dann müßt' das ja mit dem Deuwel zugehen, wenn ich das viele Geld nicht finden sollt'. Und denn kennst du mir ja, mein Jünging."

Digitized by Google

O ja, ich habe dich gut genug gekannt, du alte treue Seele, und wie habe ich mich immer gefreut, wenn es in der kleinen Stadt zu raunen begann: „Onkel Pökel is wieder da! — Hast all gehört? — Ne, was denn? — Er will ja hier wieder Schätzen finden! — Na, wo denn all wieder? — Na, in Vatter Krügern seine Mistkuhl soll er ja liegen. Donnerwetter! Krügern sein' Kuh' machen woll Gold?"

So ging das, wenn du in die kleine Stadt reinkamst, lieber alter Onkel Pökel, mit deiner mageren, dürren Gestalt und den langen, langen Beinen, die du immer in gelben Nankinghosen stecken hattest, und mit deinem alten ehrlichen Gesicht, das stets so feierlich aussah, wie von einem Propheten aus dem Alten Testament, wenn er gerade seinen alten Juden etwas vorprophezeien wollte. Und als du nun wirklich einmal aus dem Rapsfeld von Ackerbürger Schröder einen kleinen Henkeltopf mit sechs Fünfgroschenstücken herausgeholt hattest, da wollten dir ja deine Mitbürger beinahe einen Fackelzug bringen, und abends wurde auf den Topf hin ein wissenschaftlicher Verein gegründet, von dem sie dich zum Präsidenten machten, — und dann wurde in dem kleinen Henkeltopf eine schöne Bowle gebraut, und meinem eigenen Vater ist von diesem schönen Trank auf diesem schönen Fest sehr übel zumut geworden.

Lieber Gott, wie lange ist das nun schon her. Die Fackeln sind ausgelöscht, und die Lebensfackeln sind auch erloschen, und mein Vater schläft schon lange, und auch mein lieber Onkel Pökel ist tief, tief in die Erde niedergestiegen und liegt dort ganz still — und hat selbst einen großen Schatz mit in die Erde genommen — einen großen Schatz von Liebe und Menschenfreundlichkeit und ein warmes, weiches Herz, ein Menschenherz — und diesen Schatz, den wird keiner mehr aufspüren, der muß liegen

Digitized by Google

bleiben unter der kalten Erde, und erst am Jüngsten Tage, da nimmt ihn der große, der himmlische Schatzgräber in die Höhe und besieht sich das Herz und sagt: „Das ist echt, das ist eitel Gold, und das kommt in meine beste Schatzkammer."

Onkel Pökel, bis dahin vergeht aber noch eine geraume Spanne Zeit, und als ich jüngst in meiner alten Heimat an deinem Grabe vorüberwanderte, da stand kein Leichenstein darauf. Nur ein paar Vögel sangen auf deinem Grab, und ein paar gelbe Butterblumen blühten an dem Ort, die sahen beinahe so aus, wie deine gelben Nankinghosen. Und da ist es mir eingefallen — wie wär's, wenn ich selbst versuchte, dir ein Denkmal zu setzen. Siehe, und da war's mir beinahe, als wenn du deinen alten Kopf zur Höhe gebracht und gelacht hättest: „Jung', du willst mich doch nich etwa einen Steinmetz auf mein Grab bringen?" Ne, Onkel Pökel, dies wird ein geschriebenes Denkmal — hab' auch keine Furcht, daß es zu anspruchsvoll wird, denn kuck, es kann nur ein kleines bescheidenes Denkmal werden, weil ich selbst nur ein kleiner bescheidener Steinmetz „mit der Feder" bin. Und nun schlafe wohl, Onkel Pökel; ich fange an und erzähle das.

Es war in der Schummerstunde. Leise fielen die Schneeflocken von dem grauen Himmel auf die festgefrorene Erde hernieder. Alles war still, als gäbe es hier etwas zum Zuhören. Die alten Pappeln standen steif und starr mit ihren weißen Hemden vor dem einsamen, verlassenen Wirtschaftshaus zu Knüppelhagen, und die alten Pappeln sahen aus, als wollten sie auch in ihr weißes Bett gehen, müßten aber vorher noch revidieren, ob auch die Sonne, die noch am Himmel stand, gleich einem kleinen, rosigen Mädchen, das noch nicht schlafen gehen will, ob

Digitized by Google

auch die Sonne hübsch artig in ihr weißes Bett ginge. — Die Sonne ging in ihr weißes Bett, ein bißchen zögernd, als wenn sie noch ein wenig aufbleiben wollte — und gerade als sie ihren letzten Blick zurückwarf, da wurde unten auf der Erde ein tiefer, schmerzlicher Seufzer laut.

Die Pappeln waren es nicht; wer war das?

Es war ein großes, schlankes Mädchen mit schlichtem Goldhaar und einem Paar dunkelblauer Augen, und die dunkelblauen Augen sahen aus einem blassen, lieblichen Gesicht so sehnsüchtig hinter der Sonne her, als hätte eben die Hoffnung von ihr Abschied genommen und wollte gar nicht mehr wiederkommen.

„Lening, is dich was?" fragte hinter ihr eine scharfe Stimme, und eine große, starke Frau, die bis jetzt in der warmen Stube an dem Bett ihres Mannes Krischan Sellentin gesessen hatte, sah sich nach ihr um.

„Ne, Mutting, mir is nichs," erwiderte Lening vom Fenster aus.

„Na, ich dacht' man, mein Döchting, und nun bring Vatting seinen Tee."

Lening stand auf, brachte Vatting den Tee und strich dabei mit ihrer weißen Hand über sein Haar: „Vatting, geht dir das all besser?"

Aus dem Bett rülpste sich etwas mit einem scheußlich heiseren Ton, als wenn eine alte Baßtrompete das erste Mal probiert werden sollte: „Ne, Lening — mein Gnick, das ist noch ümmer so steif — und das Kreuz — das verdeuwelte Kreuz — so steif wie 'ne Wagendeichsel — nu kuck ich all zwei Tag' lang ümmerzu an die Decke — und da is doch gar nichs zu sehen, als ein paar dämliche Fliegens, die da eingeslafen sünd."

„Krischan," ermahnte seine Frau, „du mußt Geduld haben."

Digitized by Google

„Da hab' mal wer Geduld," tutete es wieder aus dem Bett, „wenn en Mensch nichs als Fliegenbiesters zu sehen kriegt — tut — tut —; da soll ja der Deuwel reinslagen."

„Vatting," wandte Lening sanft ein, „der Doktor sagte mir heut —"

„Ach was, der Dokter — so 'n unanständigen Kirl — er will mir ja woll einreden, daß meine Krankheit ganz wie en Frauensmensch heißen tut — Fru Enzan heißt ja woll das oll Kretur."

„Frauensmensch?" rief Frau Sellentin hier sehr scharf und richtete sich überaus gerade in die Höhe. — „Krischan, hier — vor Lening? Sweig rein still!"

„Was? — noch still sweigen? Und ich kenn' gar kein' Fru Enzan?" jammerte es wieder aus dem Bett.

Lening war ganz rot geworden, nun sagte sie: „Vatting, du hast den Herrn Doktor woll nich richtig verstanden, er meinte ja, du hättest die Influenza."

„Das is mich ganz parti egal, Lening. — Influenza, pfui, das is ja eine Pferdskrankheit. — Bünn ich 'n Pferd? — Lening, kuck eins — —" hier wollte er noch weitere Erklärungen abgeben, daß er kein Pferd wäre, aber er verrückte sich in seiner Lage und fing wieder schrecklich zu stöhnen an: „Je — je —, je — nu hab' ich's wieder —, ich darf mir nich rühren — ich kann von die verdammten Fliegenbiesters nich los — 's sitzt wieder ins Gnick — Mudding, lies mir vor aus das Buch — das ist noch 's best'."

„Na, Sellentin, denn lieg aber auch rein still. Dies is ein sehr religiöses Buch, haben sie mir aus Strelitz sagen lassen, denn ich wollt' was Erbauliches für dir haben."

„Na, wie heißt's denn?"

Frau Sellentin machte sich den Finger naß und schlug die erste Seite auf: „Das Buch heißt — der Olymp, oder — My—to—lo—gie der Griechen und Römer mit Ein-

Digitized by Google

schluß der ägyptischen, nordischen und indischen Götterlehre von A. H. Petiskus."

Aus dem Bett drang so ein winziger verlorener Seufzer: „Mutting, dies wird woll sehr fromm?"

Und nun fing seine liebe Frau an zu lesen von all dem alten Götterkram, und Krischan sah immer fromm nach oben, als schicke er tausend Gebete zu Zeus und Apollo in die Höhe, in Wahrheit aber blickte er immerfort nach seinen beiden Fliegen; und Lening setzte sich auch wieder ans Fenster und starrte in die Nacht hinaus.

Draußen fielen noch immer die Schneeflocken, und das schöne große Mädchen sah so angespannt in das Schneetreiben hinein, als sollte dort jemand herausschreiten, den sie über alles liebgehabt. Aber derjenige, an den sie dachte, der konnte ja nicht kommen. Der hatte ihr ja erst heute einen Brief geschrieben, daß sein Vater, der reiche Gutsbesitzer Dankward, ihn enterben wollte, wenn er sich noch weiter um die arme Bauerndirn' bekümmere; und sie selbst solle nun entscheiden. — Und sie hatte gleich entschieden. All seine Geschenke hatte sie ihm zurückgeschickt und seinen Brief hatte sie in kleine Fitzeln gerissen. — Das tut weh, arm Lening, sehr weh. — Und als sie nun so in das Schneegestöber hineinstarrte, da kam ihr ein merkwürdiger Gedanke: Die Erde hatte dem Himmel auch die Treue gebrochen, und der Himmel zerriß gleichfalls den Brief von seiner alten Liebsten, und die Schneeflocken, die nun herniederfielen, das waren die Fitzeln von dem Brief, und die fielen der treulosen Erde gerade ins Gesicht. — Da schlug der Hund an, die Tür ging auf — und herein trat —

„Je, ein Dunner! Das is woll Pökel?" schrie Krischan aus seinem Bett und machte wieder einen traurigen Versuch, von seinen Fliegen loszukommen.

Digitized by Google

Jetzt stand die Frau auf; Lening sprang ebenfalls heran, um Onkel Pökel seinen Sommerüberzieher in Empfang zu nehmen. Denn er trug im Winter einen Sommerüberzieher; er machte aus der Armut eine Tugend und sagte, er wär' für die „Fentilatschon". — Und als sie ihn nun ausgepackt hatten, sagte Onkel Pökel mit seiner alten feierlichen Stimme: „Was is dies hier? Krischan liegt im Bett und hat 'n rotes Schnupftuch um den Kopf gebunden." — Hier trat er ans Bett. „Krischan, guten Abend, warum kuckst du mir gar nich eins an — was schad't dich denn?"

Krischan wollte sich auch zu seinem alten Freund herumdrehen, allein es ging nicht.

„O je — je — je," jammerte er, „Pökel, Pökel, ich hab' ja was mit en Frauensmensch."

Onkel Pökel sah sich sehr ernsthaft um, dann faßte er nach der Hand des Patienten und sagte: „Reg dir also nich auf. — Du hast es woll ein bißchen im Kopf?"

„Jawoll, Pökel," stöhnte es wieder, „die beiden Fliegenbiesters — ich bin nun woll bald selbst 'ne Flieg'."

„Süh, süh, Krischan, 'ne Flieg'," nickte Onkel Pökel und wurde ganz blaß, und leise flüsterte er der Frau zu: „Mein arm' Freundin, wie lang is er nu all so übersnappt?"

„Was, mall* soll er sein?" rief jetzt die Frau, und nun riß ihr die Geduld. „Die Gripp' hat er, weil er vergangene Woch' wegen seine Frostbeulens mit nackte Füß' in'n Schnee rumgelaufen is." —

„Was? bloß Frostbeulens?" fragte Onkel Pökel sehr erleichtert, nahm sich einen Stuhl und bekam mit einmal wieder Oberwasser, „denn zeig mich mal deine Füß', Krischan. Dagegen weiß ich 'ne Sympathie. — Du mußt

* verrückt.

Digitized by Google

den großen Zeh in'n Mund nehmen und sieben Vaterunser dazu sagen, denn is gut."

Hier schwieg er still, denn Frau Sellentin nahm das Buch und schlug ihm damit auf das Knie: „Pökel, Pökel — wollen Sie mal endlich mit Ihr' Zauberei aufhören? Ich will das nicht in meinem Haus! Sie werden mich ja noch in Verruf bringen." —

Sie wollte noch ein bißchen weiter predigen, aber Onkel Pökel nahm ihr die Mühe ab, indem er beide Hände in die Höhe brachte, beinahe über ihren Kopf, als wenn er Madame Sellentin alle Haare ausreißen oder einen fürchterlich gräßlichen Fluch aus dem Alten Testament loslassen wollte.

„Madame Sellentin," sagte er feierlich, und nun sah er gleichfalls nach Krischans Fliegenbiesters in die Höhe, „ich sag' Ihnen, heut ist der Tag und die Stunde und das Zeichen von ein glückliches Gelingen — denn die Planetens sünd in die Reih und die Monetens sünd in die Reih, und die Trabantens sünd in die Reih —"

„Aberst Ihre fünf Sinnen sünd nich in die Reih," schrie Frau Sellentin und warf das Buch hin, daß der ganze Olymp ins Wanken kam. „Sie sollen mich mit Ihren Monetens vom Leibe bleiben. Haben Sie mich nu verstanden?"

„Frau Sellentin, ich mein' ja doch bloß die Konstellatschon — wegen ihr bin ich ja man gekommen."

Frau Sellentin warf sich auf ihren Stuhl und rang nach Luft: „Ach was, Pökel, lügen Sie nich, Sie sünd gekommen, weil Sie glaubten, daß wir uns' Schwein all geschlachtet hätten. — Na, ich hätte Sie ja auch gern bei das Essen dabei gehabt, aber durch Krischan seine Krankheit muß ich das noch aufschieben. — Für heut gibt das man Krankenkost, und die soll Lening gleich besorgen."

Digitized by Google

Bei diesen Worten stand Lening still auf und ging in die Küche.

Pökel wollte sich nun entschuldigen und schwatzte viel von Marsen und Venussen, die ein paar ausgezeichnete Planeten für die Schatzgräberei wären, und daß Frau Sellentin ihr Glück mit Füßen fortstieße, weil sie ihn nicht einmal unter der großen Eiche in ihrem Garten nachgraben ließe; als er aber auch von dem Planeten Jupiter erzählen wollte, da fing sich auf einmal das Bett von Krischan an zu bewegen, gleich dem weißen Berg Hekla, wenn er ins Feuerspucken kommt, und als Pökel noch einmal „Jupiter" sagte, da brach in dem Berg das richtige Erdbeben los, nur daß statt des Donners immer so 'n kreischendes Lachen gehört wurde: „Ju—pih — Ju—pih—ter—, je —, je —, Ju—pih —"

„Gott bewahr' mir," segnete sich Onkel Pökel. „Krischäning, was willst du denn von dem alten Heidengott?"

Allein jetzt wäre beinahe der Lavastrom aus dem Bett Hekla herausgeschossen, so fing der Berg an zu tanzen.

„Pökel — sag eins," — so rollte es aus den Kissen — „Jupiter, das is ja woll der alte Sweinigel?"

„Was für 'n Sweinigel?" fragte Onkel Pökel, gleichsam vor den Kopf geschlagen.

„Nu, Mutting, du weißt doch, der oll Kerl aus das Buch, der ümmer so hinter die lütten Menschenmädchens her is."

Frau Sellentin sank in ihren Stuhl und schlug die Hände zusammen. „Krischan," brachte sie, ins Herz getroffen, hervor, „und das is dein' Erbauung? Ne, ich schanier mir ja vor Pökel die Augen aus'n Kopf; pfui, schäm dir, schäm dir, schäm dir."

Als sie dies zum drittenmal gesagt hatte, da war sie auch in der Küche verschwunden, und Krischan lag und wollte von seinen beiden Fliegen eine Auskunft darüber

Digitized by Google

haben, was sich eigentlich hier um ihn herum ereignete. Nach einer Weile fing er wieder an: „Pökel!"

„Na, was is denn all wieder?"

„'s is doch en höllischer Kerl."

„Wer? Ich?"

„Ne, der oll Jupiter."

„Deuwel, laß ihm doch sein."

„Ne, wie das oll Mannsmensch das bloß angefangen hat?"

„Gott bewahr mir, was denn all wieder?"

„Na, daß er seine leibliche Swester heiraten konnt'."

„So?" fragte Pökel mißfällig dagegen, „das hat er getan?"

„Und noch Kinders mit ihr bekommen," wollte Krischan, sich aufrichtend, hinzufügen, brach aber über die Untaten von Zeus in ein klägliches Jammern aus: „Je, je, mein Gnick — daß der Großherzog von die Griechens aber auch so was zugibt — au! mein Kreuz — das wär' ja beinah, wie wenn ich mein eigen Lening freien wollt'."

„Leg dir man wieder hin," sagte Pökel. „Apropos, Lening — was is das mit den kleinen Mädchen, das sieht mich ja ordentlich verstört aus."

„Ach, Pökel, sie rohrt* mich über ihre Verhältnissen."

„Über was?" fragte Pökel, als könnte er seinen Ohren nicht trauen.

„Ach, über meine slechten Verhältnissen und über den ollen Gutsbesitzer Dankward, der sich ja für 'n reichen Mann aufspielt."

Und nun erfuhr Onkel Pökel die ganze traurige Geschichte.

„Donnerwetter," sagte er zum Schluß, „das is kein Spaß — mein klein Lening — und dabei sünd meine Planetens so hübsch in die Reih gewesen —. Na,' wart eins, Krischan."

* weint.

Digitized by Google

Damit ging er gleichfalls in die Küche, und Krischan lag wieder unter seinem Hekla und konnte zwei Beobachtungen machen. — Erstens, daß in der Küche viel geweint und viel geküßt ward.

„Donnerwetter, was hat Pökel mein' Familie abzuküssen?"

Und zweitens, daß in der Zwischenzeit eine von den beiden Fliegen eine Strecke an die andere herangekrochen war. „'s is nich möglich, nun werden sie woll bald anfangen Karussell zu spielen," wunderte sich Krischan und verlor sich in ein tiefes Nachdenken.

Zum Abendbrot wurde nur wenig gegessen. Der Tisch stand vor Krischans Bett, aber der Gastgeber konnte sich nicht rühren, Frau Sellentin war ärgerlich über Petiskussen und den alten Dankward, Lening nur über den jungen Dankward, und Onkel Pökel warf immer einen trauervollen Blick auf das blasse Lening und einen vergnügten auf sein Stück Mettwurst, aber langsam versank er auch in ein tiefes Nachdenken, bis er endlich mit der Faust auf den Tisch schlug, ausrufend: „Fein — nun hab' ich's."

„Was denn, Onkel Pökel?" fragte Lening, die ordentlich zusammengefahren war.

„Oh, nichts nich, ich habe bloß etwas sehr Ernsthaftes vor."

Das hörte Frau Sellentin, und es stimmte ganz mit ihrem Ärger über Petiskussen überein: „Pökel," schalt sie leise, „Sie werden mir doch nicht wieder mit Ihr abergläubig dumm Zeug kommen wollen?"

„Ne," sagte Pökel siegessicher, „meine liebe Freundin, Planetens und Trabantens, das sünd astronomsche Konstellatschonen und kein Aberglaube. — Abergläubisch bün ich auch nich, und wo ich so was hör', da vermahn' ich

Digitized by Google

die Leut' zu Einsichten, zum Beispiel Ihre Frau Nachbarn da drüben, die Frau Muchown. — Was hat mir die Ollsch vergangene Woch' für Unsinn vorgetragen! — Die Frau leidet in der Nacht an die Mort oder, wie es hochdeutsch heißt, ans Alpdrücken; und nun denken Sie bloß, was das alte Weib nu glaubt. ‚Herr Pökel,' sagte sie zu mich, ‚es gibt Menschens, die über die Nas' zusammengewachsene Augenbrauen haben, und diese Menschen, die müssen nachts umgehen und kommen in fremde Stuben herein und fassen andere Menschen, die da im Schlaf liegen, fest um und drücken sie, und das ist denn der Alp. — Und wenn man zu solchem Gespinst sagt: „Ich lad' dir morgen aufs Mittagessen ein," dann muß sich das Gespinst einstellen.' — Frau Sellentin, haben Sie all solche Drähnerei gehört?"

Möglich, daß Frau Sellentin etwas Derartiges noch nicht gehört hatte, jedoch im Augenblick beugte sie sich vor und sah ganz ängstlich auf die Nase von Onkel Pökel.

„Wo?" fragte der Gast und nahm sich seine Serviette, „ich habe mich woll Mettwurst angesmiert?"

„Ne, Pökel — Gott bewahr mir! Aber Sie haben ja auch ganz zusammengewachsene Augenbrauen," rief Frau Sellentin und rückte ihren Stuhl ein wenig ab. „Sünd Sie mir auch ganz gesund?"

Als Onkel Pökel ihr ängstliches Gesicht sah, da wurde er sehr ärgerlich, er stand auf, nahm sein Licht und sagte: „Nehmen Sie's mich nich übel, Frau Sellentinen, was wollen Sie damit sagen? Hab' ich Sie all mal in die Nacht gedrückt? — Oder hab' ich Krischan all gedrückt? — Krischan," fuhr er auf, „sag eins, hab' ich dir schon in der Nacht gedrückt?"

„Ne," schallte es aus dem Bett, „auf so was hast du dir noch nich eingelassen, Pökel."

Digitized by Google

„Und hab' ich Lening vielleicht gedrückt?"

„Pökel," lenkte die Frau ein, „ich habe es ja nicht so gemeint —"

„Nich so gemeint — so? — aber Sie haben mir zu 'n Gespinst machen gewollt! — Sehe ich aus wie 'n Gespinst, das mit dem ersten Hahnenfrei verswinden muß? — Bün ich bei Ihnen schon mal mit 'm ersten Hahnenfrei verswunden?"

„Pökel, ich bün ja überzeugt, daß Sie kein Gespinst sünd, nun geben Sie sich doch auch, alter Freund."

„Kein Gespinst? — schön — aber verswinden tu' ich nu doch — ich schlafe mit Ihrer Verlaubnis in Ihrer Dachkammer; und nun — gut Nacht, Krischan, und gute Besserung."

Damit ging er, und Lening leuchtete ihm nach oben. Als sie beide jedoch die kleine Treppe heraufgestiegen waren, blieb Onkel Pökel plötzlich stehen und sagte, er müsse noch einmal herunter, und als ihn Lening gerade verwundert fragen wollte, was er noch in dem Schnee zu suchen hätte, da faßte Onkel Pökel das schöne große Mädchen um, gab ihr einen zärtlichen Kuß auf ihren roten Mund und flüsterte: „Lening — mein süß' Lening — nicht weinen, Lening — 's wird allens wieder gut. — Onkel Pökel is auch noch da. — Un die Planetens und die Monetens sünd in die Reih — ich helf' dich, mein lütt Dirn."

Und damit ging er wieder die Treppen hinab und verschwand in der Winternacht.

Nun, meine allergnädigsten Leser, müssen Sie mich entschuldigen; ich weiß nämlich nicht mehr, wie meine Erzählung weiter geht. Aber desto besser weiß ich, was Sie zu dieser Eröffnung sagen werden.

Digitized by Google

„Was?" werden Sie mir vorwerfen, „erst führst du uns an der Nase herum, so daß wir all dein dumm Zeug mit anhören müssen, wie Onkel Pökel einen Sommerüberzieher trägt, und Krischan was mit Frau Enzan zu tun hat, und wie Frau Sellentin ihre Bekanntschaften im Olymp erweitert, und daß es Menschen mit zusammengewachsenen Augenbrauen gibt; lauter solch Zeug haben wir mit dir durchmachen müssen, und nun endlich, wo du etwas Ordentliches zu erzählen hast oder, wie man sagt, wo das Moment der Spannung eintritt —, da willst du uns sitzen lassen und Reißaus nehmen?"

Meine allergnädigsten Leser, darauf habe ich etwas sehr Gebildetes zu antworten:

Der alte Plato — das ist aber nicht der alte Instrumentenmacher, der in den Zeitungen stets seine Harmoniums und Leierkästen bei uns anpreist — nein, der alte Philosoph Plato, der ein höllisch witziger Kopf gewesen ist, der hat einmal geäußert: das menschliche Leben wär' man „so — so". Wir wüßten gar nicht, ob wir das nun wirklich sehen, was draußen passiert, oder ob wir es nicht sehen. Das könnte auch möglicherweise alles nur Schein bedeuten oder Schatten der Wirklichkeit. Wie wenn ein Mensch sein ganzes Leben lang in einer düsteren Höhle säße, mit der Rückseite gegen das Licht, und gucke immerfort an eine Steinwand. Und an dieser Wand, da huschten beständig die Schatten von all dem vorüber, was draußen in Wirklichkeit passiert, und der Mensch würde nun sagen, eben diese Schatten wären das Wahre. — Sehen Sie, meine allergnädigsten Leser, so ist es mir immer mit Onkel Pökel gegangen, wenn ich ihn einmal nach dieser Nacht fragen wollte und was er da eigentlich ausgeführt hätte. Da hat er mir gleichfalls stets seine Rückseite zugekehrt und hat an die Wand gesehen und

Digitized by Google

hat allerlei Worte vor sich hingebrummt und mit den Händen dazu gefuchtelt, als wenn er sich mit lauter ekligen Schatten herumzuschlagen hätte, und daraus sollte ich dann klug werden.

Nun, ich werde Sie ja nicht im Ungewissen sitzen lassen und auf jede Gefahr hin lieber weiter erzählen, aber wenn wir nun doch an eine dunkle Stelle kommen, dann müssen Sie eben das Gefühl haben, als säßen wir nun alle miteinander in der dunklen Höhle, und Platos und Onkel Pökels seltsame Schatten stiegen vor uns auf und nieder.

Als die Uhr halb zwölf schlug, da kam Onkel Pökel mit zwei kleinen Jungen beinahe erfroren auf den Hof geschlichen und guckte sich ein wenig unsicher um. Wo er die Jungen hergenommen hat, das weiß ich nicht, geht mich auch gar nichts an, das sind schon zwei von den düsteren Schatten, ich glaube aber, daß es die beiden halbausgewachsenen Jungen des alten Pagel waren, die ihr Vater Onkel Pökeln bei seiner Schatzgräberei in die Lehre gegeben hatte.

Der Mond steckte hinter schwarzen Wolken, der Schnee blinkerte auf der zugefrorenen Erde und es war bitterlich kalt: „Jungens," flüsterte Onkel Pökel plötzlich seinen Lehrlingen zu, „wird da nich vor uns ein swarzer Schatten sichtbar, der durch den Garten schwebt und in der Luft verschwindet?"

Die Jungens aber waren in der Schatzgräberei noch zu dämlich und sagten, sie sähen nichts.

„Na, denn is gut," meinte ihr Lehrherr, „und nun haltet mich das Maul. Bei der Schatzgräberei darf auch nich ein Sterbenswort gesprochen werden, sonst is allens vorbei. Kuckt, dort ist die Eich', und nun warten wir bis Klock zwölf."

Und nun standen sie dort zu dreien und warteten auf die Geisterstunde.

Digitized by Google

So steht manchmal der Mensch und wartet auf eine bestimmte Stunde, wo das Glück kommen soll, und das Glück steht dabei schon hinter ihm, und es ist ein weißes, rosiges, wundersames Mädchen, das mit Herzklopfen darauf lauert, daß der Mensch ihr um den Hals fallen soll; und der Mensch tut es nicht und meint, das Glück müsse erst kommen; und dann hört er plötzlich so ein leises Rauschen, und wenn er sich danach umschaut, dann ist das rosige Glücksmädchen unter Tränen von ihm gegegangen, und hinter ihm steht Frau Sorge mit ihrem grauen Mantel und greint ihn an und sagt: „Schafskopf, nun kannst du lange auf die kleine Dirn' warten, aber ich, mein Jünging, werd' dir zur Gesellschaft ein bißchen hier bleiben."

Auch Onkel Pökel hörte über sich in dem kahlen Eichbaum so ein leises Rauschen, aber als er seine lange Nase in die Höhe reckte, da bemerkte er nichts, und nun stand er wieder und sah nach Lenings Fenster. Da hingen ein paar Eiszapfen herunter, die sahen beinahe so aus, als wären es Tränen. Und seine Lehrlinge, die kleinen Pagels, standen bei ihm, und ihnen liefen gleichfalls die Tränen über die Wangen, allein es geschah vor Kälte, und weil sie noch so unerfahren bei diesen Zaubergeschäften waren.

Da schlug die Uhr aus dem Dorfe zwölf. — Die dumpfen Schläge rollten durch die Nacht und dazu fing der Wind an zu wehen, und der Eichbaum knarrte und stöhnte, als wohnten Geister in seinen Zweigen und streckten ihre weißen Hände nach Onkel Pökel aus.

„Nun man zu," flüsterte dieser, obgleich ihm zumut war, als sollte er sich jetzt in eine Geisterschlacht einlassen, „nun schüppt los, Jungens."

Auf dieses Kommando begann das Graben. In tiefem

Digitized by Google

Schweigen wurde in die Erde gehackt, und Pökels Lehrlinge griffen die Sache gleich so herzhaft an, daß Schliemann sie, wenn er zugesehen hätte, gewiß sofort für Troja engagiert hätte. So wurde das Loch immer tiefer, und der Wind heulte immer unheimlicher, und der Eichbaum stöhnte und wimmerte, als wäre er ein Geizhals, dem man seine Schätze nehmen wollte. — Und ich glaube, sie hätten den Schatz auch gehoben, wenn er nämlich dagewesen wäre, und wenn nicht einer von den Lehrlingen die Sympathie gar zu dämlich unterbrochen hätte.

„Herr Pökel," schrie plötzlich eine laute Stimme.

„Jung — Gott schütz' dir — willst du woll das Maul halten!"

„Jawoll, Herr Pökel," krähte das wieder, „aber kucken Sie, da oben — das Schwarze mit den feurigen Augen — das ist der Deuwel, der auf uns zukrabbelt, um uns das Genick umzudrehen. — Ich werd' mir hüten!" — Und damit warfen beide Lehrlinge ihre Hacken weg und fuhren wie der Sturmwind aus dem Garten heraus. Nur aus der Ferne klang es noch herüber: „Der Deuwel — in Sellentin ihren Garten spukt der Deuwel!"

Von dem Eichbaum kroch etwas herunter, setzte sich auf einen Ast und leuchtete Onkel Pökel mit feurigen Augen an. Den Schwanz hatte das Gespenst zwischen die Füße geklemmt.

„Je, je," stotterte nun mein lieber Onkel Pökel und wäre beinahe in die Knie gebrochen, „wat is das?"

Er richtete sich auf, räusperte sich und sagte recht kleinlaut: „Wer sünd Sie?" — Keine Antwort. — Der Deuwel saß da und tat immer so, als wollte er dem Schatzgräber sofort an den Hals fahren.

„Hören Sie nich? — Wer Sie sünd? — Und wo kommen Sie hierher? — Ich kann doch nicht glauben, daß

Digitized by Google

Sie der Deuwel sünd? Ich bün Pökel, wollen Sie was von mich?"

Allein der Deuwel war nicht für die modernen Vorstellungen, er nahm seinen Schwanz nach vorn und fing an, damit nach Pökel zu schlagen. Der Schwanz war spitz wie eine Nadel.

„Gott segen mir," stammelte Pökel kläglich, „so haben wir nich gewett'," und nun vollführte er einen Sprung und schoß mehr tot als lebendig in die Küche von Frau Sellentin hinein, um dort nach Licht zu suchen. Er fand aber keins, warf nur ein paar Teller auf die Erde, riß jedoch in seinem Eifer auch die Schlafstube auf, wo die beiden Ehegatten schlummerten, und stand nun, nach Luft ringend, auf der Schwelle. In der Stube hatten sie wegen Krischans Krankheit ein Nachtlicht angesteckt, und Krischan, der fortwährend von Pökels zusammengewachsenen Augenbrauen geträumt hatte, richtete sich vor Schreck in die Höhe, sah seinen alten Freund an und fing fürchterlich an zu jammern: „Mudding — da is er all — da steht Pökel — und nun will er uns drücken kommen."

Frau Sellentin wachte auf, sah Pökel in ihrem Heiligtum, und hui! kroch sie wieder unter ihre Decke, bis nichts mehr von ihr zu sehen war.

Onkel Pökel jedoch war ebenfalls vor Schreck um die Sprache gebracht, er konnte nur die Arme in die Höhe heben, aber dies bestärkte Krischan immer mehr in seiner Meinung.

„Pökel — ich lad' dir morgen aufs Mittagessen in," jammerte er mit seinem steifen Genick. „Es gibt auch Erbsensupp' mit Sweinsohren, aber ich bitt' dir, oll Freund, hüpp mir nich auf die Brust."

Und als er das gesagt hatte, da verschwand er ebenfalls

Digitized by Google

von der Oberwelt, bloß unter der Decke bullerte das noch so ein bißchen vor: „Aufs Mittageſſen — aufs Mittageſſen — au, mein Gnick!“

Ich weiß nun nicht, ob Onkel Pökel eine kleine Probe vom Alpdrücken gegeben hat, ich glaube es aber nicht, denn er befand ſich bereits ein paar Sekunden ſpäter als ein ganzer Kerl wieder vor ſeinem Eichbaum, und diesmal trug er ein Licht in der Hand, als wollte er vor dem Deuwel eine Prozeſſion abhalten. Aber wo war der Deuwel? In dem Loch in der Erde ſaß er und fing auf einmal an zu bitten: „Herr Pökel — ach, ich bitt' Sie — helfen Sie mir doch aus dieſem verfluchten Loch heraus — ich hab' mir meinen ganzen Fuß verſprungen.“

„Süh, ſüh,“ ſagte Onkel Pökel, „was wird das? Mein Deuwel fängt ja an, hölliſch höflich zu reden.“ Und nun leuchtete er ihm ins Geſicht.

„Was? Fritz Dankward, Sie ſünd der Deuwel?“ rief Onkel Pökel jetzt faſſungslos und hielt ihm das Licht unter die Naſe. „Herr — ich weiß gar nich — wo kajolt Sie denn der Deuwel auf unſeren Eichbaum rauf?“

„Herr Pökel, ſpäter — erſt helfen Sie mir bloß aus das Loch.“

„J, ne, bleiben Sie man noch 'n bißchen ſitzen. Das is 'ne gute Abkühlung auf den Brief, den Sie an unſ' Lening geſchrieben haben. Was? Erſt ſo 'n Brief und denn dieſe Kletterei auf unſeren Eichbaum? — Herr, ich glaube, in Ihrem Kopf muß das nüdlich ausſehen.“

Nun wurde der Deuwel wild. „Herr, was geht Sie das an?“

„Was mir das angeht? Viel geht mir das an. — Kommt ſo 'n Kiekindiewelt und verdreht erſt ſolchem kleinen unerfahrenen Mädchen den Kopf und denn will das mit einmal nich und ſpielt ſich hier als Deuwel auf.

Digitized by Google

— Na, ich werd' aber mal die Leute zusammenrufen, damit sie sich das Gespinst doch mal in die Nähe bekucken können."

Damit tat er, als ginge er fort.

„Um Gottes willen, Herr Pökel, bleiben Sie hier, ich will Ihnen ja alles erklären, ich — ich bin ja man bloß auf den Baum gestiegen, weil —"

„Na, weil?"

„Weil" — Und nun begann das aus dem Loch heraus ganz sanftmütig zu reden: „Onkel Pökel, wenn Sie auch zurzeit Witmann sind, Sie haben doch auch mal eine Braut gehabt."

„Ja," sagte Onkel Pökel, „war 'ne süße Dirn."

„Nun sehen Sie, Onkel Pökel, ich hab's ja nich aushalten können, weil ich Lening dies angetan hab', aberst" — hier seufzte er tief auf — „aber mein Vater, der is gar nich dazu zu bewegen, der will mich ja von Haus und Hof jagen, und da habe ich mich verleiten lassen und den unseligen Brief geschrieben."

„Ja, das is allens sehr schön, aber was haben Sie denn dabei auf dem Baum zu suchen?"

„Onkel Pökel, begreifen Sie doch, ich habe sie ja doch bloß noch mal sehen gewollt!"

„Was, mir?"

„Ach, Lening — dort oben liegt sie nun in der Kammer, und ich bin ihr so nah und weiß mir nich zu helfen."

Onkel Pökel sah ihn eine Weile ernsthaft an, dann sagte er: „Nun hören Sie mir eins zu: Erstens is Lening viel zu schad' für Ihnen — verstehen Sie mir?"

„Herr Pökel —"

„Zweitens sünd Sie ein jämmerlicher Kerl von einem Bräutigam."

„Herr Pökel —"

Digitized by Google

„Und drittens — in Ihrem Vater seinen Kopf spielt der Deuwel ja woll Brummküsel?"

„Herr Pökel, ich versteh' Sie gar nicht."

„Das glaub' ich, aber ich will Ihnen das ausdeuten. — Was? so 'n Kerl wie Sie, der hält sich ümmer noch an Vaters Rockschlippen fest?"

„Herr Pökel, soll ich das schöne Gut fahren lassen?"

„Ne, Herr, dann lassen Sie Lening fahren," schrie Pökel in lichterlohem Zorn.

„Ach, das kann ich ja auch nicht."

„Nun sehen Sie, was Sie für 'n lieblicher Gast sünd?" schalt Onkel Pökel. — „Junger Mensch, ich hab' Erbarmen mit Sie. Is es Ihnen denn noch nie eingefallen, daß die vielen Gutsbesitzer hier in der Nähe Sie gern zum Inspektor annehmen würden? Is das nich eine auskömmliche Stelle?"

Mit einem Male sprang Jung-Dankward aus dem Loch: „Onkel Pökel, is das Ihr Ernst?"

„Na, glauben Sie, Herr, daß ich hier mit meine kalten Füß' Spaß betreiben will?"

„Herr Gott — Herr Pökel, eingefallen ist mir das auch schon oft, aber jetzt bin ich fest entschlossen."

„Junger Mensch," sagte Onkel Pökel, „dann haben Sie sich zu was sehr Vernünftigem entschlossen, und wenn Sie weiteren Rat gebrauchen, dann wenden Sie sich man an mir. Und nun gut' Nacht, mir schuddert das durch den ganzen Leib."

„Onkel Pökel — noch ein einziges Wort; — darf ich Lening nicht bloß noch eine einzige Minute sprechen?"

„Das is nich übel," griente Pökel. „So 'n Filu — Herr, seit Sie den Deuwel gespielt haben, da haben Sie sich solche dämonsche Ansichten zugelegt. — Aber nu is genug. Nu marschieren Sie man gleich aus den Garten heraus. — Eins, zwei — drei!"

Digitized by Google

Damit gingen sie auseinander.

Als Onkel Pökel nach seiner Kammer schritt, wobei er auch an derjenigen von Lening vorbei mußte, da wurde die Tür ein wenig aufgemacht, und durch den Spalt lugte ein liebliches, blondes Mädchenantlitz, und bei dieser Gelegenheit bekam Onkel Pökel ein Stück eines weißen Armes zu sehen, durch dessen Anblick Fritz Dankward sicherlich um seinen Verstand gebracht worden wäre.

„Onkel Pökel," flüsterte eine bebende Stimme, „was war das für ein Mann da unten? Und was war das für eine Stimm'?"

Aber nun schäme ich mich beinahe für meinen Hauptheldeu. Was tut unser Onkel Pökel? Er faßt den Kopf und den weißen Arm und küßt immer umschichtig auf ihnen herum, und dabei flüstert er: „Sei stilling, Lening, sei ganz stilling. Das war Gottes Stimm'. Und nun kommt das Glück wieder, und die Liebe wieder; und was hab' ich dich ümmer gesagt? — Die Planetens und die Monetens sünd in die Reih."

Der Mond blitzte ein wenig später silbern in zwei Kammern herein. In der ersten lag Lening auf den Knien, hatte die Hände gefaltet und blickte ernsthaft zu der strahlenden Scheibe hinauf. Und der Mond flimmerte und flammte ihr Antwort: „Nun kommt das Glück, Lening, nun kommt das Glück."

In der anderen Kammer saß Onkel Pökel in seinem Bett und überlegte sich: „Das mit die Planetens hat gestimmt, aber das mit die lütten Pagels hat nich gestimmt, das kann mir kein Mensch zu meinem Nachteil anrechnen."

Mit diesen Gedanken schlief er ein. Allein sein Freund, der Mond, lachte auf ihn nieder und fragte ein bißchen spöttisch: „Pökel, hast nich 'nen Schatz gefunden? Ich hab' so was gehört."

Digitized by Google

„Ne, oll Fründ," erwiderte Pökel ärgerlich, „ich glaub' nich."

„Du haſt ihn doch gefunden," widerſprach der Mond.

„Du lügſt!" ſchrie Pökel.

„Menſch, achte auf deine Worte," greinte der Mond. „Haſt du nicht Lening ihren Schatz gefunden? Und gilt dir ein Menſch nicht mehr als Silber und Gold? Und kuck, weil du ſo 'n ollen ehrlichen Kerl büſt, will ich auch was für dich tun."

Und mit einem Male war es, als wenn aus dem Mond lauter kleine Bäche und Quellen von eitel Silber herunterflöſſen, gerade vor Onkel Pökels Bett. Und in den Bächen ſpielten niedliche goldene Fiſche, die hatten lauter Louisdors auf dem Leib. Und Onkel Pökel ſah ſich ſelbſt in ſeinem Traum, wie er daſaß mit einer ſilbernen Krone auf dem Kopf, aber mit nackten Beinen, und wie er mit einem Netz immer einen von den goldenen Fiſchen nach dem anderen aufangelte, bis der Mond endlich ſagte: „Nun biſt du reich genug, Pökel, nu adjüs."

Und nun laſſen wir Onkel Pökel in ſeinem Reichtum ſchlafen, und ſagen ganz leiſe, damit er nicht aufwacht, dasſelbe, was der Mond gewünſcht hat, nämlich „adjüs". Und das tue ich hiermit.

Buchſtabenrätſel

Mit „a" bedrückt's dich ſchwer;
Auf „i" fällſt du hinein.
Wenn ich der Dumme wär',
Würd' es mit „u" dich freun.

Auflöſung folgt am Schluß des nächſten Bandes.

Digitized by Google

Die Nichte des Andrea

Roman von Alexandra von Bosse / Schluß

Als Helmer kurze Zeit nach Farnesis und Carlottas Weggang zurückkam, öffnete ihm Christa mit verstörtem Gesicht und sagte: „Das Fräulein ist fort!"

„Was?"

„Fräulein Carlotta ist fort! Ein Herr kam, und mit dem ging sie fort."

„Aber Christa . . .!"

„Ja, ich kann nichts dafür, Herr Manfred. Der Herr hat gesagt, er sei ihr Vater, und das Schwesterchen von Fräulein Carlotta sei krank, wolle sterben, da war sie nicht zu halten. Das ging so schnell, ehe ich noch halb verstanden, was der Herr wollte, sind sie beide fort."

„Ihr Vater . . .?" sagte Helmer. „Wie sah der Mann aus?"

„Nun, dafür noch recht jung," meinte Christa, „aber ein feiner Herr doch und ausgesehen hat er, wie eben die meisten italienischen Herrn."

„Und sie hat zugegeben, daß er ihr Vater sei, sie ging gern, ich meine freiwillig mit ihm?"

„Widersprochen hat sie nicht, als er sagte, er sei ihr Vater, aber erst hat sie nicht mit ihm gehen wollen und er redete auf sie ein, aber so schnell, daß ich nicht alles verstehen konnte."

Christa berichtete ausführlich, wie sich alles zugetragen hatte, und daß der Fremde zuerst wohl überrascht gewesen, als er Carlotta erblickte und sie bleich vor Schreck geworden sei.

„Konntest du sie nicht noch für einige Zeit zurückhalten, wenigstens so lange bis ich kam?"

Digitized by Google

„Ja, das wollte ich schon, aber es ging so schnell."

„Nun," sagte Helmer, dann müssen wir uns drein finden. Sie ist freiwillig zu mir gekommen und hat mich freiwillig wieder verlassen, und wäre ich dagewesen, hätte ich ja auch nichts tun können, sie zurückzuhalten, wenn sie gehen wollte."

Helmer blieb daheim. Er wollte Tonio abwarten und war begierig, was dieser zu Carlottas Entschluß sagen würde. War es denkbar, daß sein Vater aus Neapel gekommen war und Carlotta geholt hatte? Ja, das war wohl möglich. Tonio hatte ihm ja als seine Adresse die Via Bocca di Leone angegeben. Aber warum war er dann so überraschend gekommen? Warum hatte er sich nicht angekündigt? Daß eines seiner jüngeren Kinder schwer erkrankt war und nach der älteren Schwester verlangt hatte, konnte wahr sein, und den geängstigten Vater zu einer überstürzten Reise veranlaßt haben. Das war alles nicht unmöglich. Aber nach Christas Schilderung hatte der Herr zunächst nach ihm gefragt und sein Name war in Tonios Brief nie erwähnt worden. Es hatte ihn offenbar überrascht, Carlotta zu sehen. Und die Beschreibung, die Tonio von seinem Vater gemacht und die Christa von dem Fremden gegeben, stimmte nicht überein. Helmer riet auf Farnesi. Aber der war noch nie bei ihm gewesen. Und wie konnte er sich als Carlottas Vater bezeichnen? Nun, überlegte er weiter, vielleicht hatte Christa ihn nicht recht verstanden, denn mit ihrem Italienisch war es nicht weit her, vielleicht hatte er gesagt, er käme im Auftrag von Carlottas Vater. Rätselhaft blieb die Geschichte doch.

Nun war es offenbar nicht mehr nötig, Frau Wendelin ins Vertrauen zu ziehen und sie zu bitten, sich Carlottas anzunehmen. Das empfand Helmer fast als Erleichte-

Digitized by Google

rung; denn für einen jungen Mann bleibt es immer peinlich, sich als den Beschützer eines hübschen jungen Mädchens zu bekennen. Es erschien ihm besser, weder Frau Wendelin noch Lisa erfuhren etwas von der Rolle, die er gespielt, sie erschien ihm jetzt, da ihm sein Schützling ohne Dank und Abschied entlaufen war, fast ein wenig lächerlich.

Dann kam Tonio. Als der junge Mensch hörte, was geschehen war, geriet er außer sich und rief: „Das war Farnesi! Farnesi hat Carlotta unter frechen Vorspiegelungen entführt!"

Tonio war so erregt, daß er das Versprechen vergaß, das er Carlotta gegeben, und Helmer verriet, inwiefern der Violonist mit Carlotta verwandt sein sollte.

„Auf den Gedanken wäre allerdings niemand gekommen," sagte Helmer.

„Und es darf es auch niemand erfahren! Es darf nicht bekannt werden!" rief Tonio. In Tränen der Wut ausbrechend, jammerte er: „Was soll ich nun tun, wie kann ich sie ihm wieder entreißen? Ah, töten werde ich diesen Menschen, der solches Unglück über uns alle gebracht hat!"

Helmer kostete es die größte Mühe, den Erregten zu beruhigen.

Dann telephonierten sie Silvio Farnesi an.

Andrea, der ans Telephon kam, sagte, sein Herr sei um zehn Uhr ausgegangen und seither nicht wieder gekommen. Er pflege auswärts zu speisen und kehre selten vor sechs Uhr nachmittags zurück.

Da war also vorläufig nichts zu unternehmen. Als Tonio daran dachte, an den Bahnhof zu gehen, sich zu überzeugen, ob Carlotta nach Neapel abreiste, war es dazu auch schon zu spät geworden, denn der Mittagszug

Digitized by Google

nach Neapel mußte abgegangen sein. Da beschloß Tonio, mit dem Abendzug nach Neapel zu reisen, sich Gewißheit zu verschaffen. Von dort wollte er Helmer telegraphisch Nachricht senden.

Von der Via Bocca di Leone bis zu dem Hotel in der Via Frattina, in dem Emanuele Aresa ein Zimmer bewohnte, war es eine kurze Strecke Weges, und Silvio Farnesi hatte nur deshalb einen Wagen genommen, um einer möglichen Begegnung mit Helmer zu entgehen. Er und Carlotta trafen Aresa im Hause an, und Farnesi wurde Zeuge eines rührenden Wiedersehens zwischen Vater und Tochter. Reuevoll gelobte Aresa, seine Lotta nie wieder von sich zu lassen, sie sei und bleibe für alle Zeit seine Tochter, sein geliebtes Kind und alles andere sei nur ein böser Irrtum gewesen. Carlotta zeigte sich glücklich über diese Wandlung und freudig bereit, zu vergeben und zu vergessen.

Tränen flossen auf beiden Seiten und auch Silvio Farnesis Augen blieben nicht trocken. Er war es, der schließlich mahnte, die kleine Ricca nicht zu vergessen; denn wenn Aresa und Tochter den Mittagszug nach Neapel benützen wollten, tat Eile not, und er habe den Wagen warten lassen, den sie nun benützen konnten.

Farnesi begleitete die Abreisenden an die Bahn, um ganz sicher zu sein, daß sie nicht durch irgendwelche Umstände noch aufgehalten wurden und Rom verließen. Von Carlotta schied er mit der Versicherung, daß er ihr immer ein guter Freund bleiben würde, und sie hatte nun nichts mehr dagegen, daß er sie umarmte und küßte. Erleichtert atmete der Maestro auf, als der Zug die Halle verließ.

Nun fühlte er sich wieder frei. Die Episode Aresa-Car-

Digitized by Google

lotta hatte einen unerwartet befriedigenden Schluß gefunden und kein Mensch brauchte zu erfahren, daß er sich fast ein Vierteljahr lang als den Vater einer erwachsenen Tochter betrachten mußte. Es war zwar immer noch peinlich, daß Tregonda davon wußte, aber wenn der Verliebte das Mädchen heiraten wollte, so würde er gewiß aus guten Gründen schweigen. Wendelins sollten überhaupt nichts erfahren, und er brauchte Lisa keine Jugendsünden zu beichten, ehe er sich um ihre Hand bewarb. Bekamen sie doch irgendwie Wind von der Geschichte, konnte er dreist behaupten, die Meinung des alternden Herrn Aresa, daß Carlotta seine — Farnesis — Tochter sei, wäre von Anfang an ein bedauerlicher Irrtum gewesen, und nur um einen Skandal zu vermeiden, habe er sich zunächst nicht entschieden dagegen verwahrt. Das arme Kind schutzlos auf die Straße zu setzen, wäre grausam gewesen, deshalb sei es ihm nötig erschienen, Carlotta bis zur Klärung der Lage bei sich aufzunehmen.

Alles das überlegte er, während er in seinem Stammlokal sich ein besonders gutes Mittagessen schmecken ließ, das er, wie er meinte, reichlich verdient hatte. Nur eines bedauerte er bei der sonst so befriedigenden Lösung der leidigen Geschichte, daß es ihm nun nicht mehr möglich war, Carlotta zu einer großen Künstlerin heranzubilden.

Rätselhaft blieb ihm, wie Carlotta zu Helmer gekommen sein mochte. Die Zeit hatte nicht gereicht, sie danach zu fragen. Wo und wie konnte er das Mädchen kennen gelernt haben und auf welche Weise war ihm gelungen, Carlotta zu überreden, bei ihm zu bleiben? Wenn Tregonda erfuhr, bei wem man Carlotta entdeckte, kam es gewiß zwischen ihm und Helmer noch zu einer Auseinandersetzung. Farnesi überlegte, ob er nicht selber Helmer aufsuchen und zur Rede stellen sollte, weil er das Mädchen

Digitized by Google

entführt und bei sich verborgen gehalten hatte. Dann konnte er allerdings aufgefordert werden, ihm zu erklären, was ihm erlaubte, ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Vielleicht hatte Carlotta über ihre Beziehung zu ihm geschwiegen und dann war es wohl besser, er erfuhr nicht noch nachträglich, wie es darum stand. Zur Zeit konnte Helmer noch nicht wissen, wer ihm Carlotta entführt hatte. Das war gut. Lärm würde er ja wohl deshalb nicht schlagen.

Farnesi beschloß abzuwarten, was Helmer unternehmen würde, um sich Gewißheit zu verschaffen, wo Carlotta sich befand.

Es war kurz nach drei Uhr nachmittags, als Silvio Farnesi an der Villa am Tiber Matteos Droschke entstieg. Der alte Gärtner öffnete ihm und sagte, Herr und Frau Wendelin, sowie Fräulein Fricka seien im Auto nach Albano hinausgefahren, aber Gräfin Lisa sei zu Hause und befände sich im Garten. Besser konnte es Farnesi nicht treffen. „Gut, ich werde die Gräfin im Garten aufsuchen," sagte er.

Sein Herz klopfte, als er den durch Gebüsche sich windenden Gartenweg hinabging. Er war entschlossen, heute alles auf eine Karte zu setzen, Lisa zu gestehen, daß er sie liebe und um ihre Hand anhalten wolle. Er trug drei schöne, halberblühte, langgestielte Rosen in der Hand, wenn er diese ihr übergab, würde sie wohl ahnen, weshalb er gekommen war. Und er wußte, wo er sie zu suchen hatte. Es befand sich unten im Garten, an der Steinmauer, die ihn vom Ufer des Tiberstroms trennte, eine Erhöhung, von der aus man über die Mauer hinweg auf den Fluß hinabsehen konnte. Hier stand eine bequeme Holzbank unter zwei schattenspendenden Platanen; das war Lisas Lieblingsplatz.

Digitized by Google

Schon aus einiger Entfernung gewahrte er, daß er sich nicht getäuscht hatte. Sie saß nicht auf der Bank, sondern lehnte sich mit den Armen auf die Mauerbrüstung und sah auf den Strom hinab. Regungslos stand sie, und in dem weißen Kleid, das in weichen Falten an ihrer schlanken Gestalt herabfloß und das in der Sonne leuchtete, erschien sie fast wie eine Statue.

Silvio Farnesi blieb unwillkürlich stehen und legte die linke Hand auf sein pochendes Herz.

Lisa war nicht mit nach Albano gefahren, weil sie an Kopfschmerzen litt, nachdem sie eine ziemlich schlaflose Nacht verbracht. Während der endlosen Nachtstunden hatte sie sich fortwährend mit Vorwürfen gepeinigt, weil sie am Abend zuvor Manfred Helmer so schlecht behandelt hatte. Ihm konnte ihre Verstimmung und ihr offenbar absichtlich kühles, abweisendes Benehmen nicht entgangen sein. Was mochte er sich gedacht haben? Hatte er nach einer Erklärung dafür gesucht? Unmöglich konnte er annehmen, daß sie auf das kleine Mädchen, das ihnen bei ihm die Türe geöffnet, eifersüchtig war. Unerträglich, wenn er das denken konnte. Nein, er wußte vielleicht nicht einmal, daß dies Mädchen ihnen die Türe geöffnet hatte und wenn — wie konnte, wie durfte er dann denken, daß sie ...

Unwillig wehrte sie die quälenden Gedanken ab, die sie immer wieder bedrückten. Sie wußte genau, daß sie nicht eifersüchtig war. Es bot sich gar kein Grund dafür. Wenn ihnen ein hübsches, junges Mädchen bei Manfred die Türe öffnete, so war noch nicht einmal gewiß, ob er auch nur wußte, daß es im Hause weilte. Manfred hielt sich wohl nur nachts in seiner Wohnung auf und die Kleine war ein Gast der Christa gewesen. Schon Christas wegen war es ganz undenkbar, daß Manfred sich in seiner Wohnung

Digitized by Google

ein heimliches Liebchen halten könnte, wie Frau Forli es als selbstverständlich angenommen hatte.

Lisa schämte sich, daß ihre Gedanken immer wieder zu den Anspielungen der Forli zurückkehrten. Was ging sie dieses Gerede an! Warum hatte es sie nicht verstimmt, als Paul Koller von der geheimnisvollen Nichte des Andrea erzählte? Sie hatte sich gar nicht darum gekümmert, ob etwas Wahres und vielleicht Häßliches daran war, trotzdem Silvio Farnesi ihr doch nahe stand. Sie errötete plötzlich, weil sie sich sagte, daß Manfred Helmer ihr eben mehr war als Farnesi. Noch nie war ihr das so klar geworden als in diesem Augenblick, da sie den Vergleich stellte.

Verträumt blickte sie auf den Strom hinab, dessen Wasser braun und träge zwischen den zerrissenen, lehmigen Ufern ruhig dahinfloß; nur da und dort kräuselte sich ein wenig die Oberfläche, aber Lisa wußte, daß diese Ruhe nur oberflächlich war und daß darunter tückische Strudel und Wirbel auch einem gewandten Schwimmer gefährlich werden konnten, und sogar verhängnisvoll geworden waren. Sie dachte, daß es ähnlich auch mit dem Leben sei, oberflächlich strömte es scheinbar ruhig dahin, aber in dunkler Tiefe lauerten tückische Strudel, und ungeahnte reißende Strömungen brachten Verderben.

In ihrem Sinnen störte sie Silvio Farnesi. Sie hörte das Knirschen des Kieses unter seinem Schritt erst, als er ganz nahe war. Halb erfreut und doch befangen, wandte sie sich ihm zu, in der Meinung, es müsse Manfred Helmer sein, der sie im Garten aufsuchte. Sie konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen, als sie Farnesi erkannte, sagte jedoch freundlich: „Ach, Sie sind es, Silvio! Sie haben sich ziemlich lange bei uns nicht sehen lassen."

„Es freut mich, daß Ihnen das nicht entgangen ist,"

Digitized by Google

sagte er, „es wäre nicht schön, wenn Sie es nicht bemerkt hätten. Widrige Geschichten raubten mir Zeit, aber sie sind nun zu vollster Befriedigung erledigt, und wenn Sie wüßten, um was es sich gehandelt, würden Sie mir gratulieren."

„Das kann ich ja auf jeden Fall," sagte sie, ohne nach der Art dieser widrigen Geschichten zu fragen. Sie nahm an, daß es sich um eine der vielen Liebesaffären gehandelt hatte, die Farnesi nachgesagt wurden.

„Ich sah die schönen Rosen," sagte Farnesi, „da mußte ich an Sie denken, Lisa, und so habe ich sie Ihnen mitgebracht."

Er legte die linke Hand aufs Herz, als er ihr die Blumen überreichte, und sie nahm sie unbefangen dankend an. Es fiel ihr nicht ein, auch nur zu ahnen, oder gar zu vermuten, daß Farnesi mit der Absicht gekommen wär, um ihre Hand zu werben. Sie dachte: „Eigentlich recht unnütz, mir Rosen zu bringen, wo doch unser Garten voll davon ist." Aber sie nahm die Blumen an.

„Wie sie duften! Vielen Dank, Silvio. Gehen wir auf die Veranda, die jetzt im Schatten liegt; hier ist es so heiß und sonnig."

Er erwiderte nichts. An ihrer unbefangenen Haltung erkannte er, daß sie an eine Liebeserklärung von ihm nicht dachte. Wie hätte sie das auch vermuten sollen, nachdem er zehn Tage fern geblieben war und vorher nichts zwischen ihnen sich ereignet hatte, was sie zu solcher Erwartung berechtigt hätte. Vielleicht zürnte sie ihm sogar, weil er so lange nicht gekommen wär.

Während sie auf dem schmalen Weg nebeneinander dem Hause zugingen, erzählte sie, daß die Eltern mit Fricka nach Albano gefahren wären, wohin sie von einer amerikanischen Familie eingeladen worden waren.

Digitized by Google

„Papa modelliert die beiden Töchter, zwei niedliche Mädchen mit nichtssagenden Gesichtern, und die Arbeit begeistert ihn nicht, dennoch hat er den Auftrag übernommen und das ärgert ihn eigentlich. Sie wissen, wie wählerisch er sonst immer war."

Die Amerikanerinnen und Wendelins Arbeit interessierten Silvio im Augenblick nicht im geringsten.

„Wir sind nun arme Leute," sprach Lisa weiter, „wir können es uns nicht mehr erlauben, wählerisch zu sein. Und Papa sagt: ‚Dollar bleibt Dollar'. Nun, nachdem er die beiden Büsten handwerksmäßig fertiggestellt haben wird, kann er wieder ganz der Kunst leben."

„Ja, die Kunst geht nach Brot," sagte Farnesi. „Ich verkaufte mich ja auch, als ich in Amerika vor einem Publikum spielte, das in mir so eine Art Preisochsen bewunderte. Es war den Leuten ganz gleichgültig, wie und was ich spielte, die Hauptsache war, daß ich ‚the most famous Violinist of the World' war."

Um Lisas Lippen zuckte es verächtlich. „Damals spielten Sie aber nicht des Geldes wegen, sondern um durch Ihr Auftreten Propaganda für die Entente und gegen Deutschland zu machen."

Sie standen vor der Veranda, als sie das sagte. Sie klingelte, bestellte Tee, fragte dann, ob Farnesi lieber ein kühlendes Getränk wünsche, aber er verneinte verdrossen.

„Ich trinke lieber Tee. Ich begreife nicht, warum es immer wie ein Verbrechen hingestellt wird, daß ich während des Krieges in Amerika Konzerte gab," sagte er gereizt.

Lisa hob die Schulter, setzte sich an den Tisch, faltete die Hände vor sich, blickte darauf nieder.

„Ach, ein Verbrechen — nein," sagte sie nachdenklich. „Es berührte uns ja auch nur so, weil wir daran gewöhnt

Digitized by Google

waren, Sie als zu uns gehörig anzusehen. Ihre Propagandareise durch Amerika aber belehrte uns, daß wir Deutsche sind und Sie Italiener, und daß nun eine Kluft zwischen uns besteht, die nichts überbrücken kann."

Der Diener brachte den Tee, ordnete das Geschirr auf dem Tisch und während seiner Anwesenheit schwiegen sie.

Als er sich entfernt hatte, sagte Farnesi: „Eine Kluft, die nichts überbrücken kann? — Wie soll ich das deuten? Meinen Sie, daß diese Kluft auch heute noch zwischen uns besteht?"

„Ja! Wenn heute wieder Krieg ausbrechen sollte, würden Sie doch wieder sich an der Propaganda gegen die ‚Hunnen' beteiligen."

„Aber jetzt leben wir im Frieden."

„Nennen Sie das Frieden? Nein, mein werter Silvio, was in Versailles zusammengebraut wurde, das ist kein Friede, das ist die grausamste Fortsetzung des Krieges gegen das wehrlose Deutschland, und daran beteiligt sich auch Italien. Aber reden wir nicht weiter."

Farnesi ereiferte sich: „Ich weiß, Sie haben es bisher beinahe ängstlich vermieden, mit mir vom Kriege, seinem Ende und seinen Folgen zu sprechen, aber . . ."

Lisa unterbrach ihn: „Papa wollte es nicht. Er meinte, es würde zwecklos sein, denn nie könne es uns gelingen, der Selbstgerechtigkeit eines Italieners, wie deutschfreundlich er sich zurzeit auch geben mag, das Geständnis abzuringen, Italien habe, als es sich unseren Feinden anschloß, Verrat an seinem Bundesgenossen begangen. Im Gegenteil, die Italiener sind stolz darauf, ihre vertrauenden Bundesgenossen viele Jahre vor dem Kriege hintergangen, betrogen und verraten zu haben. Sie sind stolz darauf, nun den Lohn dafür einzuheimsen und die Unterlegenen straflos berauben zu dürfen."

Digitized by Google

Bleich war Silvio Farnesi geworden. Noch nie hatte Lisa so offen ihre Gedanken geäußert und das geschah nun so ruhig, ohne merkbare Erregung. Gerade darum wirkte, was sie sagte, umso stärker auf ihn.

„Daß Sie das aussprechen, Lisa, daß Sie das so auffassen, Lisa!" stieß er erregt aus. „Sie, die Sie in Italien geboren sind."

„Gerade darum," entgegnete sie ruhig. „Ich liebe Italien und sah es als meine Heimat an. Und Sie wissen, wie mein Vater Italien liebt. Darum war es umso schmerzlicher für uns, Italien an der Seite unserer Feinde zu sehen. Wie können seitdem Deutsche jemals wieder Italienern trauen?"

„Was Italien tat, war von unerbittlicher Notwendigkeit vorgeschrieben, darüber werden sich Ihre und meine Ansicht nie einigen können. Ich war gegen den Krieg. Ich war es gefühlsmäßig. Die, welche den Anschluß an die Entente durchsetzten, handelten nicht gefühlsmäßig, sie taten das, was sie zu Italiens Bestem für notwendig erachteten. Ich bin kein Politiker. Als der Krieg aber einmal beschlossen war, mußte ich meinem Vaterlande dienen und weil ich das erfolgreicher mit Geige und Bogen als mit Waffen tun konnte, ging ich bereitwillig nach Amerika. Weder Sie noch ich können etwas dafür, daß zwischen Deutschland und Italien Krieg entstand. Sie können mir doch unmöglich zürnen, daß ich mein Vaterland verteidigen half, wie Sie das Ihrige verteidigt haben würden, wären Sie ein Mann."

Lisa sagte: „Ich wünschte, ich hätte geschwiegen. Vielleicht mußte Italien so handeln, wie es geschehen ist. Vielleicht ist es nur nach deutschen Begriffen ehrlos, wenn ein Volk ein anderes — ein ihm bisher verbündetes — verrät. Wir Deutschen haben derartige Begriffe und für uns

Digitized by Google

ist das Wort Treue kein leerer Wahn. Aber Sie haben auch wieder recht, Silvio, weder Sie noch ich sind schuld an diesem Krieg. Vergessen Sie, was ich gesagt habe; ich hätte es verschweigen sollen, da wir in Italien als geduldete Gäste wohnen."

„Ich kam nicht her, mit Ihnen politische Gespräche zu führen, Lisa; ich begreife die Bitterkeit, die in den Herzen der Deutschen entstehen mußte, die Italien lieben, darum nehme ich Ihnen nicht übel, was ich eben hörte. Italien aber kann nie ehrlos handeln! Italiener waren niemals Verräter! Und was Italien getan hat, ist geheiligt durch das dafür vergossene Blut seiner Söhne. Aber alles das darf auf die Freundschaft, die mich mit Ihnen verbindet, keinen Schatten werfen. Und besteht, wie Sie sich ausdrückten, noch immer eine Kluft zwischen den Nationen Deutschlands und Italiens, so kann Liebe diese Kluft überbrücken."

Ganz leise war seine Stimme geworden, und den Kopf senkend, schaute er von unten herauf Lisa an, suchte ihren Blick zu fassen. Aber sie verstand nicht, wie er das meinte, glaubte, er spräche von der sogenannten christlichen Liebe, von der die Pazifisten behaupten, daß sie in Zukunft alle Völker verbinden und alle Kriege unnötig machen werde. Sie zuckte unmutig die Schultern.

„Ach, die Liebe . . ."

„Ja, die Liebe!" rief Silvio. „Ja, Lisa, ich liebe dich! Ich, der Italiener, ich liebe dich, die Deutsche! Ja, ich liebe dich, und von ganzer Seele hoffe ich, daß du . . ."

„Nein, nein!" unterbrach sie ihn erschrocken. „Silvio! Was fällt Ihnen ein! Davon kann nie die Rede sein."

„Warum nicht? Wieso nicht? Lisa, du weißt, daß ich dich schon immer geliebt habe! Das mußt du wissen! Du mußt es gefühlt haben!"

Digitized by Google

„Ja, wie ein Bruder seine Schwester liebt."

„Nein, niemals so! Das nicht mehr, seit du ein kleines Mädchen warst, das sich bei meinem Kommen an meinen Hals hing. Lisa, schon ehe der Krieg ausbrach ..."

Sie erhob sich hastig. „Ich bitte Sie, Silvio, sprechen Sie nicht weiter! Ich habe Sie jedenfalls immer nur wie einen Bruder lieb gehabt und das ist bis zur Stunde so geblieben."

„Das glaubst du nur, Lisa. Nein, du liebst mich anders! Du mußt mich anders lieben! Du mußt! Du mußt! Lisa, höre ... nein, laß mich zu Ende sprechen ..."

Sie legte beide Hände an die Ohren und wehrte dann heftig ab.

„Nein! Ich will nichts mehr davon hören! Ich bitte Sie, Silvio, duzen Sie mich nicht, ich will, daß zwischen uns alles so bleibt, wie es bisher war."

„Das kann es nicht!" rief er aufspringend. „Nein! Wie kann es das, da ich dich liebe — dich begehre, Lisa? Begreife doch — begreife: Ich liebe dich! Ich liebe dich!"

Schnell um den Tisch herum gehend, hatte er sich ihr genähert, versuchte, sie zu umarmen.

Lisa wich zurück. Da sprang Dolf, der bisher ruhig an der Treppe gelegen, auf und knurrte drohend.

„Rühren Sie mich nicht an, Silvio!" rief Lisa. „Wenn Sie wagen, mich zu berühren, wird Dolf Sie angreifen!"

„Wollen Sie den Hund auf mich hetzen?" fragte er wütend, trat aber doch zurück und streifte Dolf, der ihn drohend ansah, mit ärgerlichem Blick.

„Ich denke nicht daran," erwiderte Lisa ruhig. „Aber wenn Sie sich erregen und mir zu nahe treten, wird Dolf glauben, er müsse mich verteidigen. Setzen Sie sich wieder — bitte — Silvio."

Digitized by Google

Er ließ sich auf seinen Stuhl fallen und preßte die Fäuste an die Schläfen.

„Ich kam zu spät! Also doch zu spät!"

„Weder zu spät, noch zu früh," sagte Lisa, die sich wieder gesetzt hatte. „Silvio, glauben Sie mir, zu keiner Zeit hätte ich Ihnen eine andere Antwort geben können."

„Wenn Helmer nicht gekommen wäre . . ."

Heftig errötete Lisa und beinahe zornig fiel sie ihm ins Wort: „Das hat gar nichts damit zu tun!"

„Ihn lieben Sie! Ja! Ihn lieben Sie!" rief er, sich wieder erregend. „Er ist mir zuvorgekommen! Ah, Lisa, warum können Sie mich nicht lieben? So lange schon kennen Sie mich und so gut verstehen wir uns, so gut haben wir uns immer verstanden. Ich war es, der, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen sind, Ihnen die erste kleine Melodie auf dem Klavier spielen lehrte, ich öffnete Ihnen die Tore zum Reich der Musik. Ich habe Sie zu einer Höhe künstlerischen Könnens und Verstehens geführt, wie sie ein Weib nur an der Hand eines Künstlers erreichen kann."

„Dafür blieb ich Ihnen auch von Herzen dankbar."

„Was nützt mir Ihre Dankbarkeit, eine Dankbarkeit der Worte, wenn Sie mir das Glück versagen, Sie mein nennen zu dürfen! Lisa — Lisa! Nehmen Sie mir wenigstens nicht alle Hoffnung, versprechen Sie mir . . ."

„Das kann ich nicht," fiel sie ein. „Bitte, Silvio, drängen Sie nicht weiter in mich. Ich möchte Ihre Schwester sein, möchte Ihre Freundschaft nicht verlieren und ich bitte Sie, mir nicht nachzutragen, daß meine Antwort nicht anders lauten kann. Silvio, bedenken Sie: als Mann und Frau würden wir nie zueinander passen."

„Warum nicht? Warum nicht? Finden Sie, daß dieser Helmer besser zu Ihnen passen würde?"

Digitized by Google

Er sah, daß sie wieder heftig errötete. Das brachte ihn auf. Wütend rief er: „Ah, es ist also wahr, was man mir sagte: Sie sind mit ihm verlobt?"

Lisa konnte und mochte darauf nichts erwidern.

In diesem Augenblick hörte man Schritte auf dem Kies des Weges unterhalb der Veranda. Dolf schlug an, sprang auf, wedelte aber dann freundlich. Gleich darauf wurde ein hellgrauer Hut an der Verandatreppe sichtbar. An dem Hut erkannte Lisa Manfred Helmer, erhob sich hastig und in einiger Verlegenheit.

Helmer fühlte sich unangenehm, ja peinlich berührt, als er Silvio Farnesi erkannte, obgleich er nicht ahnen konnte, was eben zwischen dem Musiker und Lisa geschehen war. Er küßte Lisa die Hand und verneigte sich gemessen gegen Farnesi, der nicht Miene machte, ihm die Hand zu reichen und sogar seine kurze Verbeugung unerwidert ließ. Ihm entging Lisas sichtliche Verlegenheit nicht, über die sie hastig hinwegzukommen suchte, indem sie sagte, daß die Eltern mit Fricka nach Albano gefahren wären, und ihm dann Tee anbot.

Es war schwer für Lisa, den rechten Ton zu finden, nachdem sie Helmer den Abend zuvor so schlecht behandelt hatte. Allzu freudig konnte sie ihn danach nicht begrüßen und Silvios Anwesenheit machte eine Erklärung und eine Aussprache zwischen ihnen unmöglich. Sie wechselte wiederholt die Farbe und ihre Hände zitterten, als sie mit Teekanne und Tassen hantierte.

„Wie schön kühl es hier ist," sagte Helmer, der von der Ponte Margherita aus zu Fuß gegangen war und jetzt erst empfand, wie glühend heiß das Stück Weg am schattenlosen Tiber entlang gewesen war. Er hatte den Hut weggelegt, strich sich mit dem Taschentuch über die Stirn und seine linke Hand streichelte liebkosend über Dolfs

Digitized by Google

Kopf, als der Hund sich schmeichelnd an ihn drängte. Plötzlich bemerkte er, daß Farnesis Augen ihn böse und gereizt anglühten.

„Dem kam ich nicht recht," dachte er und freute sich, daß er gekommen war. Er dachte an Carlotta, und die Frage beschäftigte ihn, ob es wirklich Farnesi gewesen war, der das Mädchen entführt hatte. Im Augenblick frappierte ihn eine gewisse Ähnlichkeit des Violinisten mit Carlotta, die sich besonders in der eigentümlichen Form der Brauen zeigte. Von Tonio hatte er ja nun erfahren, in welch verwandtschaftlicher Beziehung Farnesi zu der kleinen Carlotta stehen sollte und gern hätte er ihn geradeaus gefragt, ob er sie ihm heute entführt hätte und wo sie sich befinde, aber das konnte er in Lisas Gegenwart nicht tun.

Lisa schob Farnesi eine Schachtel Zigaretten und Zündhölzchen zu, wie man einem unruhigen Kinde ein Spielzeug in die Hand gibt, damit es sich still verhält. Silvio zündete sich eine Zigarette an, rauchte hastig; es schien ihn zu beruhigen. Er beabsichtigte auch durchaus nicht, als Lisas Gast mit Helmer aneinander zu geraten, aber er wollte auch nicht gehen, wollte ihn nicht allein mit ihr lassen.

Helmer erzählte von seinem Besuch im Ospedale della Croce Verde. Tregonda, der arme Kerl, sei noch recht schwach, aber völlig bei Bewußtsein und schon imstande, etwas zu essen.

„Was ist ihm denn geschehen?" fragte Lisa, die noch nichts über Tregondas Verwundung erfahren hatte.

Nun berichtete Helmer über den Tumult auf der Piazza Colonna, wo die Faszisten einen Abgeordneten verprügelt hatten, und es dann zwischen den beiden gegnerischen politischen Gruppen zum Handgemenge gekommen war.

Digitized by Google

„Ich verlor gleich beim Anfang des Tumults Tregonda und machte mich dann schleunigst und mutig aus dem Staub," erzählte er lächelnd weiter. „Von allen Seiten kamen Soldaten anmarschiert, geblasen wurde, Schüsse krachten. Erst heute vormittag erfuhr ich von Tregondas Verwundung und bin dann zu ihm hinausgefahren. Der arme Kerl war gestern in großer Sorge um ein junges Mädchen, in das er sich anscheinend verliebt hat, und das seit einiger Zeit spurlos verschwunden war. Ich konnte ihm heute die beruhigende Nachricht bringen, daß dieses Mädchen am Leben und wohlbehalten sei."

Während er das sagte, glitt sein Blick zu Farnesi hinüber, ihre Augen begegneten sich, wechselten stumm Frage und Antwort, und Farnesis Blick wurde drohend.

„Die Nichte des Andrea?" fragte Lisa, die sich erinnerte, was Paul Koller über das Verschwinden der Nichte des Dieners erzählt hatte. Sie war durch das, was zwischen ihr und Farnesi geschehen, noch so erregt und durch Helmers Kommen nervös gespannt, daß sie diese Frage nicht unterdrücken konnte, über die sie aber sofort erschrak. Verwirrt und errötend blickte sie zu Farnesi hinüber, der plötzlich rot wurde.

„Ich meine — es handelt sich gewiß um ein anderes Mädchen," murmelte Lisa verwirrt.

Da sprang Farnesi auf und warf seine Zigarette mit einer heftigen Bewegung über die Brüstung des Verandageländers in den Garten hinunter. Damit verlor er aber auch alle Beherrschung.

„Sie haben sie entführt! Sie haben sie mir entführt —" rief er, „Schuft! Schuft! Schuft! Wer gab Ihnen ein Recht, das Mädchen zu entführen und fast zwei Wochen lang in Ihrer Wohnung verborgen zu halten?"

Manfred war bleich geworden, aber er blieb sitzen und

Digitized by Google

beherrscht sagte er: „Darauf kann ich Ihnen in der einzig richtigen und gehörigen Weise nicht in Gegenwart meiner Cousine antworten."

„Weil er es überhaupt nicht kann!" schrie Farnesi. „Weil er keine Erklärung, keine Entschuldigung dafür hat!"

„Mein Gott, Manfred — was bedeutet das?" stammelte Lisa, und ruhig wendete er sich zu ihr herum und sagte: „Das Mädchen kam zu mir, es suchte Schutz bei mir vor Farnesi, der . . ."

Silvio hob beschwörend die Hand. Nun war er bleich geworden. Helmer brach ab, sah Farnesi fest an, und der Maestro senkte die Augen. Sich gewaltsam fassend, erklärte er mit bebender Stimme: „Das Mädchen war mir anvertraut — eine Verwandte!" Er sah dabei Helmer beinahe flehend an, ihn mit dem Blick beschwörend, nicht zu verraten, in welcher Weise Carlotta mit ihm verwandt war, denn es schien ihm gewiß, daß Helmer auch das wußte.

Helmer neigte stumm zustimmend den Kopf.

Farnesi redete weiter: „Ihr Vater kam aus Neapel, wir suchten sie überall vergebens. Zufällig fand ich sie heute in der Wohnung des Herrn von Helmer. Nun ist sie mit ihrem Vater nach Neapel zurückgekehrt."

Er betonte das Wort Vater auffallend. Ein Lächeln glitt um Helmers Lippen; er verstand, was Farnesi damit bezweckte.

„Es freut mich, das zu hören," sagte er ganz ruhig, „denn ich war über das Geschick der jungen Dame beunruhigt. Bei mir war sie jedenfalls gut aufgehoben unter meiner alten Christa Schutz. Ihr eigener Bruder — Herr Farnesi, brachte sie zu mir, weil sie der Ansicht war, daß ich der einzige vertrauenswürdige Freund sei, zu dem sie in Rom fliehen konnte. Wir hatten an ihren Vater

Digitized by Google

nach Neapel geschrieben, bisher aber keine Antwort von dort erhalten, und ich weiß nicht, warum Herr Aresa — er war es doch? — während meiner Abwesenheit sich seine Tochter holte und es nicht für nötig hielt, sich bei mir für den Schutz, den ich seinem Kinde gewährt, zu bedanken."

„Er wird es ja wohl noch tun," murmelte Farnesi und biß sich die Lippen. Am liebsten würde er sich auf Helmer gestürzt und ihn mit Fäusten bearbeitet haben, aber dann kam alles heraus, und gerade jetzt, wo endlich die Last von ihm genommen worden, wollte er das vermeiden. Die Ruhe, mit der Helmer gesprochen, reizte ihn maßlos, und er fürchtete, sich nicht weiter beherrschen zu können, also ergriff er seinen Hut, und um sich — wie ein Schauspieler auf der Bühne — einen guten Abgang zu machen, sagte er kurz und ernst zu Helmer: „Ich erwarte, daß Sie mir noch unter vier Augen eine befriedigende Erklärung geben werden."

„Wenn Sie glauben, daß dies noch nötig ist ...!" erwiderte Helmer, zog die Brauen empor, und maß den Musiker mit kühlem Blick.

Farnesi wandte sich hastig zu Lisa.

„Verzeihen Sie, Lisa, leben Sie wohl! Ich werde Ihnen später noch erklären ..."

Er wollte ihre Hand küssen, aber sie entzog sie ihm.

Schnell wandte er sich ab.

Als er an Dolf vorüberging, knurrte der Hund leise, und Farnesi schritt im Bogen um ihn herum.

Es war doch kein guter Abgang, das fühlte er voll Wut und Beschämung, als er den Garten der Villa am Tiber verließ.

Nachdem Farnesi gegangen war, saßen Helmer und Lisa minutenlang schweigend einander gegenüber.

Digitized by Google

Sie blickte vor sich nieder und spielte mit ihrem Teelöffel; er sah zu ihr hinüber; ein Lächeln umspielte seine Lippen.

„Sind Sie mir noch böse?" fragte er endlich.

Sie sah auf, errötete, wollte etwas sagen und blieb doch still.

„Wollen Sie mir nicht erklären, warum Sie mich gestern so schlecht behandelten?" sagte Helmer, sich verbeugend.

Nun traten ihr aus Verlegenheit und weil sie schon durch den Auftritt mit Farnesi nervös erregt war, Tränen in die Augen.

„Sie wissen ja . . ."

„Nichts weiß ich!"

„Ach. Es war doch nur . . . aber Sie werden sich doch nicht mit Farnesi schießen, Manfred!"

„Denke gar nicht dran, und Farnesi wird sich hüten, mir in nächster Zeit in den Weg zu kommen. Ich habe ja nur ganz unfreiwillig den Schutzengel gespielt und ich will Ihnen gern schildern, wie das kam."

Kurz erzählte er, wie er während der Reise von Neapel nach Rom mit Carlotta bekannt geworden, wie er dem bangen jungen Ding seine Freundschaft angetragen hatte, ohne zu denken, daß die Kleine sich je wieder an ihn erinnern würde. Dann hörte Lisa, wie Carlotta mit ihrem Bruder zu ihm gekommen war und so weiter bis zu der Entführung, die sich vor wenigen Stunden ereignet, als er die Entdeckung machen mußte, daß sein Schützling das Haus verlassen habe.

„Wäre das nicht geschehen," schloß er, „würde ich Mama heute noch gebeten haben, sich des armen, lieben Mädels anzunehmen."

„Und der kleine Tregonda ist in sie verliebt?"

Digitized by Google

„Ja, er will sie heiraten. Das wundert mich gar nicht, denn Carlotta ist wirklich ein allerliebstes Mädchen."

„Warum war sie denn bei Farnesi? Und warum gab er sie als Nichte des Andrea aus? Und warum lief sie von ihm fort?"

„Das geht uns wohl nichts an und braucht uns nicht zu kümmern. Was ich aber durchaus wissen muß, ist, weshalb Sie mich gestern so schlecht behandelten!"

„Ach, das war, weil ... es war ja nur deshalb ..." versuchte Lisa voll Unbehagen zu erklären, aber dann gab sie es auf. „Nein, ich kann es Ihnen nicht sagen, Manfred, es war zu dumm von mir. Nein, Sie sollen es gar nicht wissen, wie dumm ich war. Vergeben Sie mir!"

Sie reichte ihm über den Tisch hinweg die Hand.

Er ergriff sie, hielt sie fest.

„Gut, ich will vergeben ohne zu fragen, aber nur — wenn ich das da behalten kann."

„Was?"

„Die Hand!"

„Manfred!"

Schnell glitt er um den Tisch herum und legte den linken Arm um sie, während seine Rechte noch ihre Hand hielt.

„Lisa — fürs Leben!"

Sie antwortete nicht, barg stumm ihr Gesicht an seiner Brust und fest hielten seine Arme sie umschlungen.

Dolf hob den Kopf und blickte ernsthaft auf; aber er hielt es diesmal nicht für nötig, seine Herrin zu verteidigen.

Der Schnellzug Rom-Verona-München-Berlin stand zur Abfahrt bereit. Es war Mitte Juli, die Hitze in der Stadt unerträglich und alle Fremden waren längst aus

Digitized by Google

Rom geflohen. Fricka Wendelin hatte man schon Ende Juni zu einer befreundeten Familie nach Schliersee in Oberbayern geschickt, da sie von der Hitze matt geworden war.

Heute wollte Manfred von Helmer und seine junge Frau abreisen, und alles, was an Freunden noch in Rom sich befand, versammelte sich am Bahnhof.

Es war nicht eher möglich gewesen, alle zur Heirat nötigen Papiere, besonders den englischen Konsens herbeizuschaffen. In England hatten die Behörden anscheinend absichtlich Schwierigkeiten bereitet, weil es sich um eine Deutsche handelte, die einem englischen Staatsangehörigen angetraut werden sollte. Helmer war ja noch britischer Staatsangehöriger, und so mußte die standesamtliche Trauung auf dem englischen Konsulat stattfinden. Deutsche im Auslande können keine großen Feste feiern. Es war eine kleine, stille Hochzeitsfeier, die in der Villa am Tiber vor sich gegangen war.

Noch standen sie alle vor dem Wagen, in dem Helmer und Lisa in einem Abteil Platz genommen hatten, und sprachen leise miteinander. Wendelin, breit und mächtig, mit seinem Schlapphut schon von weitem als deutscher Künstler zu erkennen, versuchte seine Rührung durch scherzhafte Barschheit zu verbergen, sagte, es sei doch unerhört, daß ihm ein Engländer seine Lieblingstochter entführe.

Frau Wendelin hatte gerötete Lider, aber ihre Augen weideten sich an Lisas glückstrahlendem Gesicht. Frau Forli fehlte nicht; sie war zur Hochzeit eigens aus ihrer Villeggiatur in Castel Gandolfe nach Rom gekommen. Auch der alte englische Oberst Wardrupp stand vor dem Wagen; er konnte sich nie von Rom trennen, war von Indien her größere Hitze gewöhnt. Er hatte bei der Trauung im englischen Konsulat als Zeuge gedient.

Christa stand bescheiden zur Seite; sie sollte die Woh-

Digitized by Google

nung hüten, in die das junge Paar im Herbst einziehen wollte, um dann den Winter in Rom zu verbringen.

Dann kam Tregonda mit einem riesigen weißen Rosenstrauß. Er strahlte über das ganze Gesicht. Vor wenigen Tagen war er als glücklicher Bräutigam von Neapel nach Rom zurückgekehrt, aber erst im folgenden Frühjahr sollte seine Hochzeit mit Carlotta gefeiert werden.

Herr Aresa wollte früher die Tochter nicht hergeben; denn seitdem er sie wieder geholt, war im Hause Aresa alles wieder ins Geleise gekommen. Es hatte freilich ein großes Lamento gegeben, als man Tante Clementina erklärte, daß man sie nicht mehr brauche, weil Carlotta den Haushalt wieder führen werde. Es war zu stürmischen Szenen gekommen, aber schließlich, nachdem Aresa ihr eine größere jährliche Zulage zu ihrem schmalen Einkommen gesichert hatte, war sie doch in Frieden geschieden. Seitdem herrschte nun Friede und Eintracht im Hause. Tonio saß wieder im Büro des väterlichen Geschäfts, Livio hatte das Bummeln aufgegeben und besuchte jetzt fleißig sein Gymnasium, und die kleine Riccarda erholte sich langsam von ihrem schweren Leiden, fing an, eine runde, dicke, echte Aresa zu werden. Und Carlotta fühlte sich überglücklich, wieder in ihrem geliebten Neapel zu sein, dachte an die Zeit in Rom nur wie an einen unwahrscheinlichen bösen Traum zurück, an den sie erst erinnert wurde, als eines Tages Gualterio Tregonda, noch mit dem Arm in der Binde, nach Neapel kam und bei ihrem Vater um ihre Hand anhielt. Carlotta hatte über ihr Glück an Helmer einen lieben, glücklichen Brief geschrieben, worin sie ihn versicherte, daß er immer ihr ältester und liebster römischer Freund bleiben würde.

Während der Wochen, die zwischen ihrer Verlobung und ihrer Hochzeit dahingegangen waren, hatten Helmer

Digitized by Google

und Lisa von Silvio Farnesi nichts gesehen, und unmittelbar auch nichts gehört. Er war aus Rom verschwunden. Sie erfuhren dann, daß er in Paris und Marseille Konzerte gegeben hatte und sich im Engadin aufhielt. Es ging das Gerücht, daß er sich mit der Marchesa Rocca del Fior verheiraten werde, die Ende Mai ihren Gatten verloren hatte. Man erzählte, daß er im Engadin mit ihr zusammengetroffen sei.

Es fehlten nur noch wenige Minuten bis zur Abfahrt des Zuges, da kamen noch Reisende, ein schlanker, mittelgroßer Herr in leichtem Reisemantel und eine schwarzgekleidete, tiefverschleierte Dame, die er am Arm führte. Hinterher ging ein Diener, der einen kleinen Reisehandkoffer und einen Violinkasten trug.

„Da kommt ja Silvio Farnesi!" sagte Frau Forli.

„Und der Onkel Andrea!" tuschelte Koller, die Brauen hochziehend. Aller Augen wandten sich unwillkürlich den Herankommenden zu.

Erst als sie schon ganz nahe waren, stutzte Farnesi und zog im Vorübergehen den Hut. Lisa errötete ein wenig, als sein Blick sie noch besonders grüßte.

„Ah, das war ja die Marchesa Rocca del Fior!" rief Tregonda, als die drei kaum vorüber waren. „Man sagt, er werde sie heiraten."

Frau Forli konnte sich nicht enthalten zu äußern: „Na, die kennen sich ja lange genug und müssen wissen, ob sie sich vertragen werden."

„Da kann man ihm gratulieren — nicht wahr? Da kann man ihm gratulieren," sagte Koller mit Grabesstimme, als drücke er jemand sein tiefstes Beileid aus.

Da kam Silvio Farnesi eiligst zurück. Er schien vergessen zu haben, was sich zwischen ihm und Lisa zugetragen hatte, ehe sie sich mit Helmer verlobte, und auch

Digitized by Google

gegen ihn, den glücklicheren Nebenbuhler, keinen Groll mehr zu hegen. Er schüttelte ihnen die Hände, wünschte ihnen Glück und sagte, er habe erst bei seiner Rückkehr von dem glücklichen Ereignis im Hause Wendelin erfahren und es freue ihn, noch Gelegenheit zu finden, ihnen zu gratulieren.

Wendelin schlug ihm auf die Schulter.

„Na, nur gut, daß du wieder da bist, Silvio, da bleiben wir beiden Alten doch nicht ganz vereinsamt in Rom."

„Aber ich bleibe ja nicht in Rom," erwiderte Farnesi mit leichter Verlegenheit. „Ich begleite die Marchesa Rocca del Fior auf ihr Landgut bei Florenz."

„Ist es also wahr, daß du sie heiraten wirst?" fragte Wendelin halblaut.

Farnesi errötete, nickte aber zustimmend: „Ja, wir wollen gleich nach Weihnachten heiraten und werden uns ganz in Florenz niederlassen."

Manfred und Lisa wurden noch einmal von Vater und Mutter umarmt, noch einmal schüttelten sie allen Freunden die Hände.

Silvio Farnesi eilte zu seiner Marchesa zurück.

„Grüßt Deutschland von mir!" sagte Frau Wendelin; ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Ja, grüßt mir mein Deutschland!" wiederholte Wendelin.

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung, Manfred und Lisas Gesichter beugten sich nebeneinander aus dem Fenster, ihre Hände winkten ein letztes Lebewohl, und vielstimmig schallte es ihnen nach: „Auf Wiedersehen! Und Glück in der Heimat!"

Digitized by Google

Treibeis, Eisberge und Witterung

Von Dr. Heinrich Karrer / Mit 11 Bildern

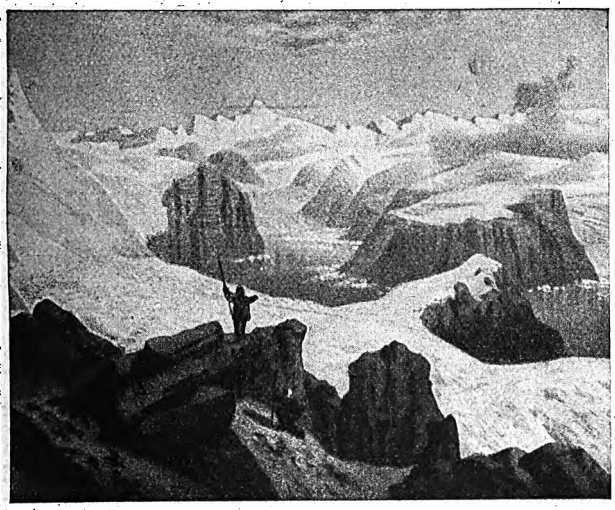
Die Nordpolargebiete sind die Gegenden der gewaltigen „ewigen" Eismassen und ausgedehnten Gletscher, die, langsam aber unaufhörlich wandernd, vom Innern nach den Küsten allmählich ins Meer vorrücken.

An den Küsten Nordasiens und den arktischen Gebieten ist die Region der ungeheueren Eisbildung. Der asiatische Eisstrom geht meist über den Pol hinweg, zieht an Ostgrönland entlang und an beiden Seiten Spitzbergens hin. Die aus dem Süden kommende Äquatorialströmung schützt Europa vor seinem Andrang. Gleichzeitig mit den asiatischen Eismassen geraten die aus den amerikanisch-arktischen Gebieten stammenden in Bewegung, winden, wandern und treiben durch die vielfach verschlungenen Kanäle, Straßen und Sunde. Sie gelangen in die Baffinsbai, häufen sich dort an der westlichen Küste und lassen nur an der grönländischen Seite eine schmale, gefährliche Bahn für Schiffe offen. Südlich Grönlands, auf der Höhe von Labrador, treffen diese Eismassen mit asiatischen zusammen, die durch die Karische Pforte und zwischen Nowaja Semlja und Spitzbergen westwärts strömen. Ein dritter arktischer Eisstrom kommt aus der Beringstraße, wandert an Kamtschatka entlang und verliert sich im Großen Ozean.

Betrachtet man eine Karte Grönlands, so zeigen sich am Rande dieser Gebiete weit ins Innere reichende schmale Meeresbuchten, Fjorde. Nach Schätzungen ist die Inlandseismasse, die das Grundmassiv überlagert, mehr als drei- bis fünfhundert Meter dick; an vielen Stellen

Digitized by Google

dürfte das Eis sogar tausend Meter stark sein. Seit Frithjof Nansen Grönland durchquerte, wissen wir, daß fast das gesamte Binnenland der ungeheuren Polargebiete mit Firneis bedeckt ist; nur an den Küsten sind mehr oder weniger schmale, oft durch Eishänge und Gletscher-



Franz-Joseph-Fjord und die Petermannspitze.

ströme unterbrochene Streifen kahlen, zum Teile aber auch mit Grün bedeckten Bodens vorhanden. Reichlich drei Viertel der bekannten Oberfläche Grönlands sind mit ewigem Eis bedeckt. Gewaltig sind einzelne dieser Gletschereismassen. Der Jakobshavngletscher ist viereinhalb Kilometer breit und im Durchschnitt etwa dreihundert Meter dick. Von diesem kolossalen Gletscher allein gelangen jährlich ungefähr dreihundertsechzig Millionen Kubikmeter und vom Torfukatgletscher rund neunzehnhundert Millionen Kubikmeter Eis in die See. Das sind

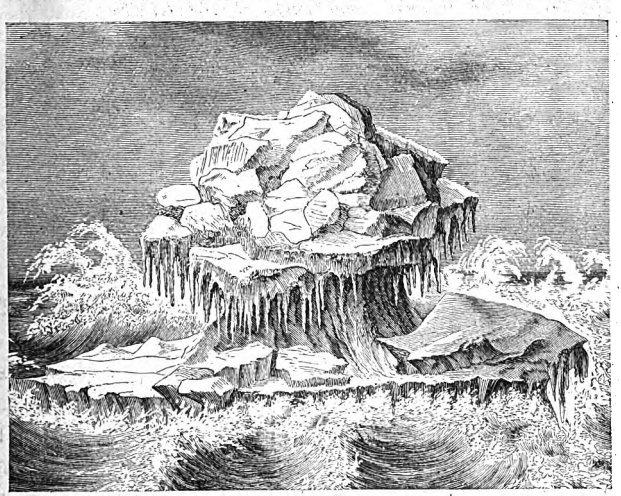
Digitized by Google

aber nicht die einzigen Eisgebiete; an den Küsten Grönlands münden insgesamt fünfundzwanzig bis dreißig größere und kleinere Gletscher ins Meer. Von diesen kolossalen Eismengen schmelzen verhältnismäßig geringe Teile ab, der Rest gelangt in Gestalt von Bergen aus Eis und Eisschollen ins offene Wasser. Was sich in den arktischen und antarktischen Gebieten vollzieht, sind dieselben Vorgänge, die wir, allerdings in weniger gigantischen Maßstäben, aus den Alpen kennen*. Wie dort, so fällt im Winter auf den eisigen Hochflächen der Polarländer meterhoher Schnee, der nicht zum Schmelzen kommt. Von Jahr zu Jahr wird die Decke dicker, die Last schwerer. Zuletzt lastet der Druck der oberen Schichten immer stärker auf den unteren und allmählich erfolgt eine Umbildung der weicheren Massen in den körnigen, harten, eisähnlichen Firn. Fegen gewaltige Stürme Teile der Schneedecke fort, oder gleiten sie von steilen Stellen herab, dann sammeln sich die Massen in Mulden und zwischen Gebirgsgraten. So bilden sich die oft viele Meilen langen Firnfelder, in denen Schnee zu hartem Eis umgewandelt wird. Kommen diese Massen auf geneigten Bahnen zum Gleiten, so schieben sie sich als Ganzes abwärts, es verändert sich aber auch die Lage einzelner Teile, und alles bewegt sich weiter wie ein dickflüssiger Körper. Wie bei Strömen ist die Bewegung eines Gletschers in der Mitte am stärksten. Je größer der von oben her wuchtende Druck wird, umso stärker ballen sich die unteren Teile zusammen, bis sie hart wie sprödes Eis werden. Bietet sich irgendwo ein Ausweg, eine Lücke, so preßt sich der Gletscher hindurch; manchmal überschreitet er den Rand der

* Vergleiche: „Das Werden und Vergehen der Alpenseen" in „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1923, Band 12, Seite 68—97.

Digitized by Google

Firnmulde und gleitet talwärts weiter. Die Riesengletscher Grönlands kommen in vierundzwanzig Stunden zwanzig Meter vorwärts. Die natürliche Bildung der Fjorde wäre ohne die Wirkung gleitenden und zerstörenden Eises unerklärlich, und die Fjorde Grönlands sind



Phantastisch gestalteter Eisberg.

jetzt noch von Gletschern erfüllt, die mit ihren Zungen über das Land, die Küste, ins Meer hinaus reichen.

Ein Augenzeuge schilderte den Anblick Grönlands: Vor uns liegt das Meer, blaugrün und klar. Aus ihm ragen romantische Felsberge auf; durch ein tiefes, enges Tal blickt man ins Innere des Landes. Die Felsen sind nackt, schroff, wild, zerklüftet. Senkrecht fallen ihre Wände in die See; nur da und dort liegt eine kleine grüne Matte. Zwischen ihnen schillert und schimmert's bald grün, bald blau. Gewaltige Eismassen, da breit und sanft wie eine

Digitized by Google

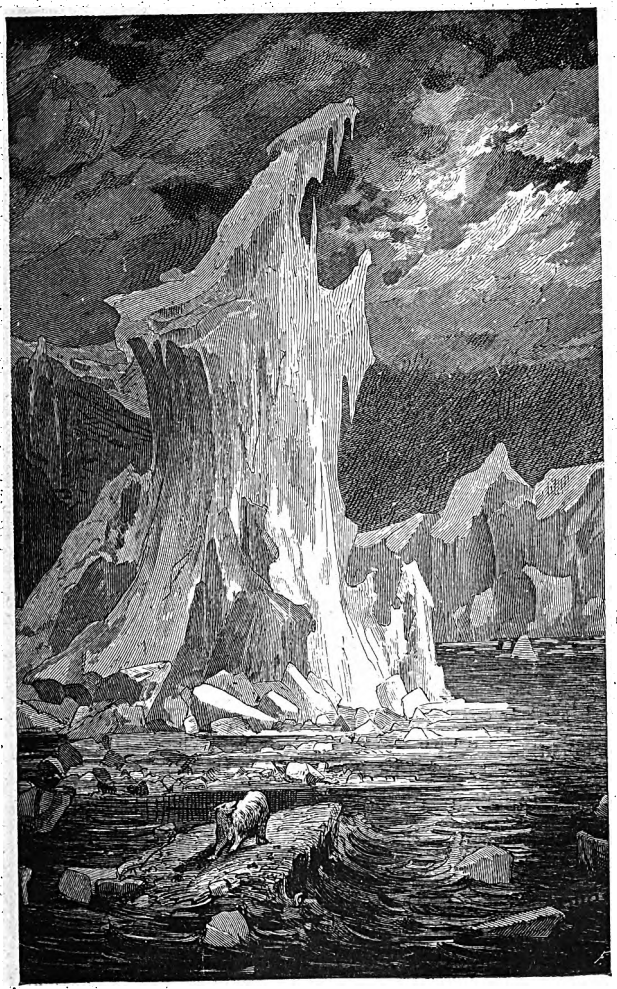
Straße auf die Höhen landeinwärts führend, nach beiden Seiten schwach gewölbt abfallend, dort in Terrassen steil aufsteigend und jeder Absatz grün schillernd, reichen sie empor bis an die Gipfel. Firnfelder liegen darauf, nur hin und wieder heben sich Felszacken aus der blendend weißen Decke hervor. Die Sonne glitzert und gleißt darauf; unten reichen sie kristallschimmernd tief hinab ins Meer.

Alles ist still, wie in einer verzauberten Gegend. Eine Möwe streicht über das Wasser, ein Rabe erscheint als schwarzer Punkt vor der blendenden Eismasse.

Auf leichtem Boot treiben wir näher. Zeitweilig hört man ein Geräusch, wie fernes Donnern. Durch das blaugrüne Wasser ziehen Streifen gleich weißen Schleiern; das Meer wird lichter, endlich fast milchweiß, wie das Wasser eines Alpengletscherbaches. Nun sind wir am Fuße des Eisriesen, nein, schon weit über seinen Fuß hinweg, denn durch die Flut blaut aus der Tiefe das Eis herauf, indes ein Teil, abgebrochen, mit Trümmern bedeckt, weite, domartig hohe Höhlen im Gletscherinnern schauen läßt, hoch genug, daß ein Schiff hineinsegeln und darin umwenden könnte.

Nichts Arges ahnend, schauen wir die Pracht an, werden fast so dreist, in eine der Höhlen einzudringen, da beginnt grauenhafter Spuk. Wallend und schäumend regt sich das Wasser am Fuße des Gletschers, als ob es durch unterirdisches Feuer ins Sieden geraten wäre. Es braust auf, das Getöse wächst zum Brüllen des Donners. Eisblöcke brechen aus der Tiefe hervor und schnellen, auf den Wogen schwankend und krachend, hin und her. Wilder noch wird das Chaos. Da hebt sich's mitten drin, eine weiße Riesengestalt taucht auf, höher und höher türmt sich eine mächtige Eismasse, von der große Blöcke

Digitized by Google



Eisberge.

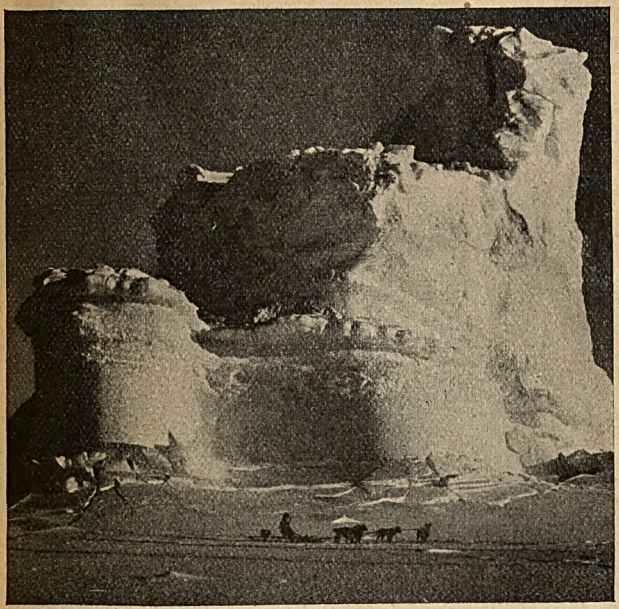
Digitized by Google

abfallen. Wieder rauscht die See auf, denn der Koloß wälzt sich von einer Seite auf die andere; breite Wassergarben spritzen empor. Endlich kommt er ins Gleichgewicht. Die See wird wieder glatt, Donner verhallen in der Ferne. Im schwanken Boote, mit dem Schreck und heiler Haut davongekommen, sahen wir dem Entstehen eines Eisberges aus dem Gletscher zu. Schimmernd liegt der schwimmende Eisriese vor uns. Bald wird er mit der Strömung weiter wandern. Die Gefahr ist vorbei. Nun dürfen wir wagen, die Gletscher näher zu betrachten. Wie Schwalbennester hängen sie zwischen den Felsen; ganze Täler füllen sie aus, reichen über das Meer bis auf die davor gelegene Insel und die Fluten gleiten darunter weg wie durch einen smaragdenen Brückenbogen. Wer darüber wegwandern wollte, der könnte tagelang gehen, ohne sein Ende zu erreichen. Ganz Grönland scheint innen eine ungeheure starre Eiswüste zu sein, deren Abflüsse nach der See die gewaltigen Gletscher sind, die in das Meer hinabreichen. . . .

Das Loslösen riesiger Eismassen, das „Kalben" von einem Gletscherende, wie man in Grönland sagt, der Sturz, das Hinundherschwanken im aufgepeitschten Wasser des Fjords, ist eines der grandiosesten Naturschauspiele. „Wenn nach langem Polarwinter der kurze ‚Sommer' kommt, beginnen unerhörte Umwälzungen; tagelang donnert und dröhnt es von berstenden Eisschollen, stürzenden Lawinen und Gletscherbergen. Umhergetriebene Eisinseln und Berge stoßen wuchtig gegeneinander, Trümmer sinken unter, tauchen wieder auf, von Gischt hoch umsprüht, Stürme heulen, Wogen brausen und dazwischen fegen Schneemassen, Hagelschlag und Regengüsse über chaotisch durcheinander quirlende Eisberge. Dicke Nebelschleier hüllen sie in unheimliche Dämmerung,

Digitized by Google

in der ziehende Eisblöcke, zersplitterte Gletschertrümmer gleich gespenstischen Schemen vorübergleiten. Mattes Grau der schnee- und regenbelasteten Wolken verhüllen die Sonne tagelang; auf den dunklen Wogen schwanken Eisberge hin und her; an ihren Füßen rauscht wilde



Eigenartig geformter Eisberg.

Brandung. Dazwischen dehnen sich unabsehbare Eisfelder; meilenlange schwerfällige Schollen stoßen widereinander und bersten krachend. Hochauf schäumt das Meer, mächtige Schollentrümmer schnellen empor, stürzen mit dumpfdröhnendem Schlag, im Sturz andere zertrümmernd. Stücke sinken unter und tauchen in der Ferne

Digitized by Google

erst wieder auf. Nach und nach zerbröckelt und zerstückelt, sind zahllose einzelne Schollen und Eisberge mit ihrem Gewicht von vielen tausend Millionen Zentnern noch wuchtig genug, ein Schiff im Anprall vernichten zu können. ...

In manchen Jahren treten Eisberge in größerer Masse auf und sind weiter verbreitet als gewöhnlich. Als im Jahre 1841 Mitte April der Dampfer „Great Western" London verließ, traf er auf ein Eisfeld, das von Ost nach West dreißig Meilen lang war; der Dampfer fuhr am 18. und 19. April am Südende dieser gewaltigen Menge dahin, vor deren Rand sich ein breiter Streifen von Eisschollen, Bergen und Treibeis hinzog. Dem Schiff gelang es nur mit größter Mühe, sich des Andrangs der Massen zu erwehren, hindurchzukommen und auszuweichen. Einmal sichtete man gleichzeitig dreihundert Eisberge, wovon einer fast eine Viertelmeile lang war. Die Temperatur sank in der Nähe dieser Naturerscheinungen auf zwei Grad Celsius. Andere Schiffe gewahrten zur selben Zeit Eisberge von hundert Meter Höhe und südlich vom 45. Grad nördlicher Breite noch ein weithingedehntes Eisfeld. Das ist so weit südlich selten der Fall, aber Eisberge schwimmen oft bis zum 40. Grad nördlicher Breite hinab, obwohl sie sonst meist auf den Meeresstrich zwischen dem 50. und 42. Grad nördlicher Breite beschränkt sind, und zwar so, daß sie näher der amerikanischen als der europäischen Küste sich halten.

Die Eisberge entstehen auf verschiedene Weise; manche stürzen ab, andere werden durch den Auftrieb des Wassers von den hineinragenden Gletscherzungen abgedrückt, oder, von der Brandung unterwühlt, zerbrechen sie zur Flutzeit. Riesige Blockformen kommen zustande, wenn die abwärtsgleitende Gletschermasse auf ihrem Wege der

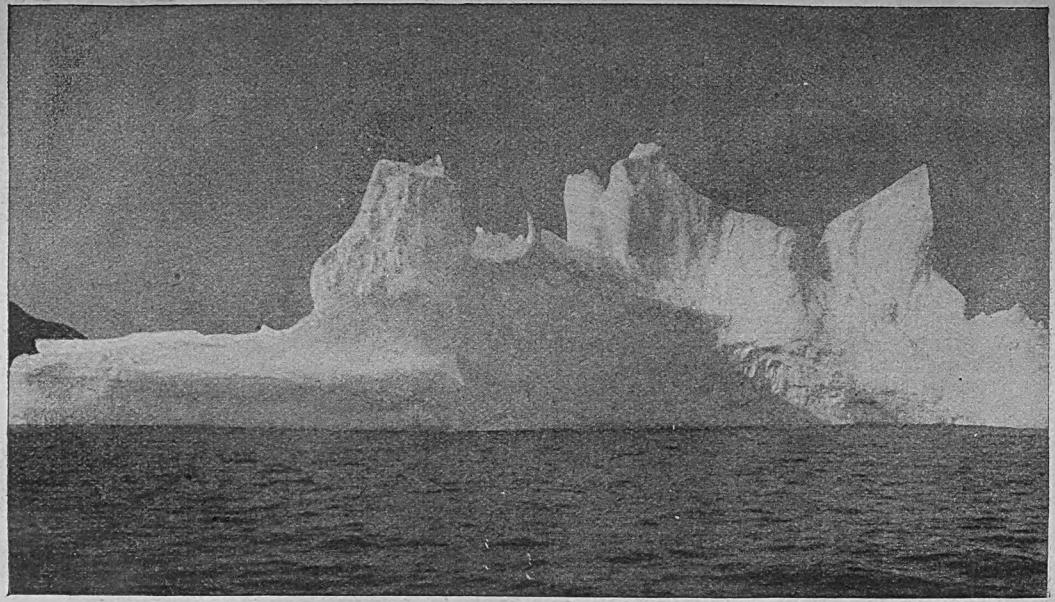
Digitized by Google

Digitized by Google

Länge nach oder quer gespaltet worden ist. Oft rumoren und schwanken einzelne Eisberge lange Zeit, bis sie endlich das Gleichgewicht erlangen und zu treiben beginnen. Da Eis spezifisch leichter als Wasser ist, erhebt sich meist nur der vierte oder siebente Teil eines Berges über die Meeresfläche. Eisberge, die zehn bis siebzig Meter aufragen, reichen mit dem unsichtbaren größeren Teil vierzig bis vierhundert Meter tief. Die Masse mancher Eisberge hat man auf zwanzig bis dreißig Millionen Kubikmeter geschätzt. Berge von der Größe Helgolands sind nicht selten; vor einer Reihe von Jahren haben Seefahrer eine Eisinsel gesehen, die, in die Nordsee versetzt, von Helgoland bis zur Küste Hollands gereicht hätte.

Das Gleichgewicht solcher Kolosse und noch mehr der kleineren Eisberge ist vorübergehend und trügerisch; Wellenschläge bröckeln Stücke ab, andere Trümmer sinken, durch die Ausdehnung frierenden Wassers in den Spalten zersprengt, in die Fluten. Wie gefährlich die Fortpflanzung bloßer Schallwellen werden kann, das beobachtete einst der Nordpolforscher Skoresby. Er schildert, wie sieben Leute in einem Kahn durch den Isefjord ruderten. Ein Schiffsjunge schlug mit der etwa sechzig Zentimeter langen Bootstütze auf das ausgespannte Fell des Fahrzeugs; da löste sich ein Stück von einem Eisberg, stürzte herab und riß den Kahn mit in die Tiefe. A. W. Greely schreibt: Als wir im Juli in Grönland in den Hafen der Kolonie Godthaab einlaufen wollten, erblickten wir gewaltige, festungsartige Eismassen, gefrorene Berge in schneeweißem Glanz. Im allgemeinen halten sie sich ruhig. Aber als wir in den Hafen einfuhren, berührten die von unserem Schiff aufgeworfenen Wellen sanft einen Eisberg mit hohem Bogen, schlanken Säulen und stattlichen Kolonnaden, über die kleine Wasserbäche herab-

Digitized by Google



Großer Eisberg südlich von Neufundland.

Digitized by Google

stürzten. Der geringe Anstoß der Wogen genügte, sein Gleichgewicht zu stören. In einem Augenblick zerfiel er in zahllose Trümmer, die ringsum weißschäumende Wellen aufgischten ließen. Der Donnerschall erschreckte uns alle.

Ungleichmäßige Spannungen der Eismasse sind Ursache, daß sie bei völliger Windstille zerbersten, was oft unter donnerähnlichem Krachen und Dröhnen geschieht. Oder Schmelzwasser, das in Risse eingedrungen ist und gefriert, sprengt die Eisberge auseinander. Ist durch das Absplittern von Teilen der Schwerpunkt verloren, dann neigen sich die Giganten, kippen um; die ganze Umgebung gerät ins Wanken, andere Berge taumeln, stürzen, stoßen zusammen und zerschmettern einander. Wind und treibende Strömungen treiben die Massen weiter und ihre Lage verändert sich durch gegenseitigen oft gewaltigen Druck. Schollen werden übereinandergeschoben, türmen sich, in schiefer Ebene aufsteigend, zu enormen Höhen und bilden auf der anderen Seite senkrechte Wände.

Oft sind es Tausende solcher Eisberge aller Größen, die in den riesigen, schier endlosen Eismassen schwimmen. Fern vom Lande hört man, wie die Wasser rieseln, die von den Eisbergen ins Meer fließen. Düster, traumhaft ragen verfallene Kolosse des Eises in das strahlende Lichtmeer hinein; spaltenumringt starren die Klippen und Wälle und lange blaue Schatten fallen über die diamantsprühende Schneebahn. Zartes Rosa schwebt darüber und knisternd klingen die kalten Memnonssäulen des Eises in der Wärme der kurz scheinenden Sonne. Wenige Minuten nur stand ihr oberer Teil über dem Horizont; düsteres Violett lagert bald über den Fernen und zitternd leuchten die Sterne am dunkel dämmernden Himmel.

Bizarr sind die Formen der Eisberge, die schon lange

Digitized by Google

unterwegs sind oder von steilen Gletschern stammen. Oft gewahrt man ins Innere führende mächtige Höhlen oder Arkadenreihen und Torbogen als Reste von Gängen. Andere sind vielzackig und mannigfach zerklüftet; die Schatten wechseln vom zartesten Himmelblau bis ins

Schneetreiben im Packeise während der Winternacht.

tiefste Ultramarin in leuchtender Farbe oder nicht minder prächtig in allen Stufen von Grün. Auf seiner Forschungsreise traf Greely einen Rieseneisberg, der gespalten war. Er suchte mit den Booten durchzukommen. „Diese wunderbare Kluft war kaum dreieinhalb Meter breit, über hundertfünfzig Schritte lang und die mattweißen Wände ragten fünfzehn Meter senkrecht empor. Es mochten wohl tausend Jahre vergangen sein, bis

Digitized by Google

Schneeflocke sich auf Schneeflocke häufend im Innern eines vereisten Kontinents hinreichende Dicke und Schwere erlangt hatten, um ihn zu Eis zusammenzupressen. Später, vielleicht jahrhundertelang, bewegte sich die ungeheure Masse langsam nach dem Polarmeer vorwärts, trennte sich von der Hauptmasse und war wohl erst in den letztvergangenen Jahren südlicher geschwommen. Die Millionen von Kubikmetern dieser gigantischen Masse schienen unzerstörbar und hätten noch Jahrhunderte überdauert, wären sie nicht durch enorme Pressung anderer treibender Eisriesen geborsten."

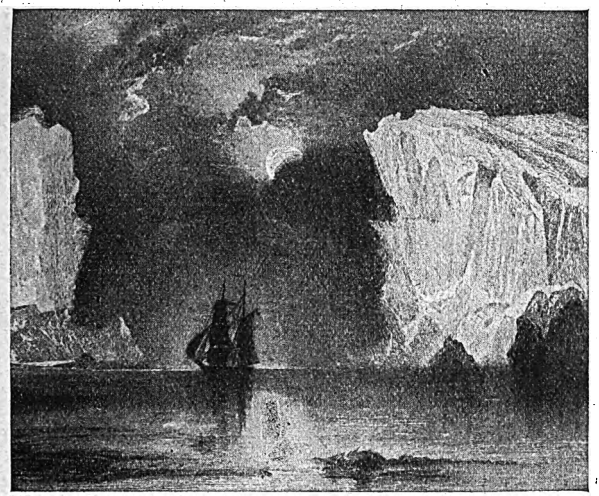
Alle Polarreisenden schilderten die oft phantastischen Gestalten einzelner oder in langen Reihen und Gruppen schwimmenden Eisberge, die in den überraschendsten Beleuchtungen märchenhaft wirken. „Hier schillerte eine halb eingestürzte hohe Pyramide, dort leuchtete und blinkte eine vereiste Burgruine mit zerfallenem Gemäuer, hohen Fenstern und dachlosen Türmen. Da breitete sich eine zerstörte Stadt aus, von der man noch einzelne hochgegiebelte Häuser, Türme und Reste von Kathedralen zu erkennen meint, die Stelle, wo einst ein gewölbter Bau sich erhob. Steht dort nicht ein Palast mit zierlichem Ornamentwerk, Bogenfenstern und Söllern zu Eis verzaubert und aus Venedig in arktische Gebiete versetzt? Schimmert, blinkt und gleißt dort nicht ein erstarrter Wasserfall, ein im Aufsteigen gefrorener Springbrunnen neben dem Stumpf einer hohen Tanne? Hier werden die Stätten arabischer Märchen wirklich; eine verzauberte Welt liegt vor unserem Blick."

Bekannt ist es, daß die Schiffe vieler Walfischfänger und Polarforscher vom Eise umschlossen lange festgehalten wurden. Doch das sollte nur nebenbei erwähnt werden, da es sich hier nur um die meteoro-

Digitized by Google

logischen Einflüsse dieser gewaltigen Naturerscheinung handelt.

Im kurzen arktischen Sommer zehren Regengüsse an den schwimmenden Eismassen, durchfurchen und zerklüften die Hänge im Herabfließen, bis mit zunehmender



Segelschiff zwischen Eisbergen im Smithsund.

Kälte auch diese kleinen plätschernden Regen- und Taubäche gefrieren und in langen, blinkenden Eiszacken, schwebenden Wasserfällen oder gleich silbernen Tropfsteingebilden von überaus phantastischer Bildung an den Eisbergen herabhängen. Da bilden sie einen Säulengang, dort eine Höhle, oder hängen gleich zerrissenen Girlanden herab. Bei guter Sicht erkennt man zwar vom Schiff aus auf Entfernungen von zwanzig bis dreißig Seemeilen am Horizont einen hellen Streif, „Eisblick" genannt,

Digitized by Google

doch die Luft in diesen Regionen ist nicht immer klar. Größere und kleinere Massen treibenden Eises werden mehrere Tagesreisen vor dem eigentlichen Schreckensbezirk der Seefahrer als warnende Zeichen wahrgenommen. Näher kommend, beobachtet man zu großen Massen zusammengehäuftes Packeis, die für Schiffe schwer zu durchdringen sind. Während eines Winters gefriert das Meerwasser zu Schollen, die beim stärksten Frost selten über drei Meter dick werden. Das ist das „Jungeis". Die Schollen werden oft zu gewaltigen Eisfeldern zusammengedrängt. Von Sturmwind und Flut zerbrochen, geraten sie in Fluß, schieben sich unter- und übereinander und gefrieren zu großen Schollen von mehr als fünfzehn Meter Dicke. Durch Stauungen bildet sich Trümmer- und Hügeleis mit Höhen, Tälern, Seen und Bächen. Schwimmende Eisinseln sind nicht selten von imponierender Ausdehnung. Manche sind so groß, daß zwei Tage vergehen würden, wenn man im Schlitten darüber fahren wollte. Berge, aus Schollen bestehend, sind häufig über zweihundert Meter hoch und dreihundert Meter lang. Oft erkennt man noch einzelne Schichten dieser aus Teilen zusammengefrorenen Massen.

Das hauptsächlich aus dem Meer stammende Flächeneis bedeckt weite Strecken des Wassers auf viele Quadratmeilen im Umfang. Eisberge kommen von den Gletschern im Festland der polaren Inselwelt, geraten von Grönland, Spitzbergen und Franz-Joseph-Land ins Meer und sind je nach der Küstenbildung verschieden groß. Aus den von tiefen Meeren umgebenen Ländern schwimmen die gewaltigsten Kolosse nach Süden; kleinere Berge gelangen von der westlichen Küste Nowaja Semljas und den südlichen Teilen Spitzbergens in die Fluten.

Von Gletschern ins Meer geratene Eisgiganten führen

Digitized by Google

eingefrorene Steintrümmer und Schuttmassen mit sich. Wenn sie auf dem Wege nach Süden, der nicht selten sechs- bis achttausend Kilometer langen Fahrt, nach und nach zerstört und aufgelöst werden, sinken Schutt und Steine auf den Boden des Meeres. Von den Polargebieten entführte Steinmassen können so im Laufe der Zeit neues Land bilden. Nach Weybrecht und Payer, zwei Polarforschern, sind die Bänke von Neufundland, Spitzbergen und andere Bänke teilweise aus dem Schutt abschmelzender Eisberge entstanden.

Von der Westküste Grönlands, nördlich der Insel Disko, schieben sich Gletscher ins Meer und setzen von dort allein jährlich Zehntausende riesiger Eisberge ab, die von dem wohl hauptsächlich aus Schmelzwasser bestehenden kalten Polar- oder Labradorstrom ergriffen, südwärts schwimmen und im April, Mai und Juni als Schrecken der Schiffahrt die See bedecken und unsicher machen.

Das Eis hat zahllose Opfer gefordert; besonders waren die Walfischfänger und Robbenschläger davon bedroht, die in der Melvillebai den günstigsten Zeitpunkt zum Kreuzen oder die Fahrt durchs Nordeis abwarteten. Der Name „Teufelsklemme" oder „Teufelszwicke" läßt erkennen, wie gefährlich diese Meerenge ist. Die Holländer haben in einem Jahre dreiundsiebzig Fahrzeuge im Eis verloren; im Jahre 1684 gingen vierzehn völlig zugrunde, zwölf wurden auf lange Zeit eingeschlossen. Seit Schraubendampfer in diesen Regionen verkehren, verringerte sich die Gefahr.

Um 1830 gingen bei der Melvilleinsel zwanzig Schiffe verloren, ein Schlag, von dem sich die arktische Fischerei lange nicht erholte. Südweststürme hatten in der Zeit vom 19. bis 26. Juni kolossale Eismassen gegen das hier bedeutend vorspringende Land getrieben, wobei die Schiffe

Digitized by Google

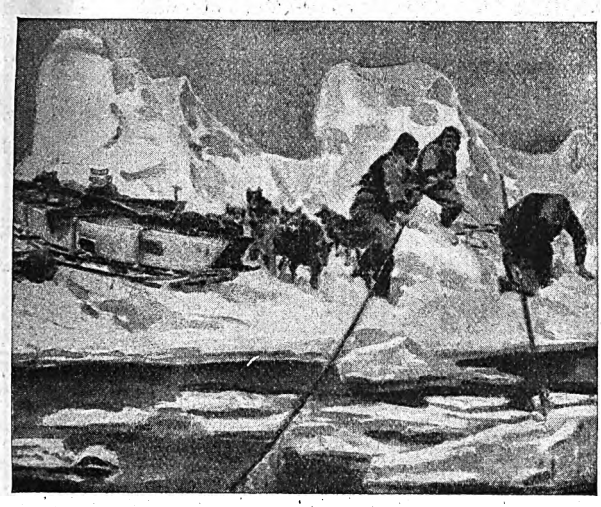
teilweise schwer beschädigt und viele zertrümmert wurden. Merkwürdigerweise ging bei den Schiffbrüchen kein Menschenleben verloren. Etwa tausend Mann retteten sich aufs Eis. Im September 1869 fror das Begleitschiff „Hansa" der zweiten deutschen Nordpolarexpedition an der grönländischen Küste ein und wurde dann mit den Eismassen willenlos gegen Süden getrieben. Am 19. Oktober wurde die „Hansa" vom Eis zerquetscht; die Mannschaft rettete sich auf eine Scholle. Von da an trieben die vierzehn Mann der Besatzung noch zweihundert Tage bis zum 7. Mai 1870 an der Ostküste Grönlands, unter furchtbaren Entbehrungen leidend und ständigen Gefahren bedroht, gegen Süden. Sie waren zweihundertdreiundvierzig Meilen weit getrieben worden, eine Entfernung so groß wie von Berlin bis Konstantinopel. Am 7. Mai verließen die Irrfahrer die immer mehr zerbröckelnde Scholle, bestiegen die mitgenommenen Boote und erreichten am 13. Juni die an der Südspitze gelegene Missionstation Friedrichstal.

Entsetzliche Leiden mußten neunzehn Mann von der Besatzung des amerikanischen Entdeckungschiffes „Polaris" ertragen, die, von ihrem Fahrzeug getrennt, vom 15. Oktober 1872 bis zum 30. April 1873, also hundertachtundneunzig Tage, auf einer Scholle getrieben wurden, bis sie in der Nähe der Labradorküste der Dampfer „Tigreß" aufnahm.

So geriet Ende Mai 1923 ein der Canadian-Pacific-Linie gehörender Dampfer, „Minnesota", auf der Reise von Kanada nach Antwerpen in großes Feld treibender Eisberge, das sich über etwa fünfunddreißig Kilometer ausdehnte. Das Schiff entkam unter größten Schwierigkeiten glücklich den allseits drohenden Gefahren. Auf der Weiterfahrt sichtete man immer wieder zahlreiche neue

Digitized by Google

Eisberge. Auffallend war die Menge von Seehunden und Seelöwen, die auf Eisbergen in die südlichen Gewässer getrieben wurden. Von den großen Unglücksfällen der neueren Zeit ist wohl der Untergang der „Titanic" noch nicht ganz vergessen, die 1912 in der Nähe der Neufund-



Gefährliche Fahrt von Scholle zu Scholle.

landbank mit einem Eisberg zusammenstieß, wobei über sechzehnhundert Menschen umkamen. Nach diesem erschütternden Ereignis ist im Atlantik ein Eisbergwachtdienst eingerichtet worden. Aufgabe war, die Grenzen des Treibeises festzustellen und drahtlos alle Schiffe zu warnen. Dann sollte durch ozeanographische und meteorologische Beobachtungen größere Sicherheit für die Seefahrt gewonnen werden. Nach Professor C. Kaßners Mitteilungen ist durch Geschwindigkeits- und Temperaturmessungen

Digitized by Google

die bisherige Ansicht über das Zusammentreffen des kalten Labradorstroms mit dem warmen Golfstrom völlig umgeworfen worden. Der kalte Strom taucht nicht unter den warmen unter, geht auch nicht südwärts längs der Küste Neuenglands weiter; er wird vom Golfstrom mitgerissen und nordöstlich umgebogen; das kalte Wasser bleibt dabei oben. Der empfindliche Kälterückfall und die abnormen Niederschläge im Mai und Juni 1923 waren wesentlich durch die Treibeismassen der Meeresgebiete südwestlich von Grönland bedingt. Dr. R. Potonié verwies auf die umfangreiche Zusammenstellung der Deutschen Seewarte in Hamburg, die nach zahlreichen Messungen von Wassertemperaturen in der Nähe von Treibeis zeigen, wie stark die Verringerung der Temperatur des Wassers auch in größeren Entfernungen vom Eis sein kann, vor allem dann, wenn große Eismassen auf dem Ozean treiben. Das kalte Wasser kühlt die Luft bedeutend ab. Die West- und Südwestwinde haben auch diesmal ihren Ursprung in einem Nordstrom, der, vom Nördlichen Eismeer zwischen Island und Spitzbergen kommend, unter Beibehaltung seiner nördlichen Richtung über die britischen Inseln und die Nordsee weht, um erst dann nach Osten umzubiegen und bei uns als Westwind Kälte zu bringen. Nach Dr. W. König zeigen unsere Wetterkarten, daß die Kälterückfälle im Mai und Juni durch fortgesetzten Luftzufluß aus kalten Gegenden nach Mitteleuropa zustande kamen. Die abkühlende Wirkung dieses Nordstromes der letzten Juniwochen wurde aber noch wesentlich dadurch gesteigert, daß diese Strömung, nachdem sie sich beim Passieren des warmen Golfstromes stark mit Feuchtigkeit beladen hatte, eine fast geschlossene Wolkendecke mitführte, welche die Erwärmung der Luft durch Sonnenbestrahlung verhinderte. Heiterte sich der

Digitized by Google

Himmel auf und erwärmten sich über dem Lande am Tage die untersten Luftschichten, so wuchs die Temperaturabnahme mit der Höhe, es kam zu rasch aufsteigender Luftbewegung und gewitterartigem Regen. Im wesentlichen liegt die Ursache der Frühlings- und Vorsommer-

Expeditionsschiff inmitten treibender Eisfelder.

kälte in thermischen Gegensätzen zwischen Land und Wasser. Das Meer ist in dieser Zeit kälter als das sich rasch erwärmende Land. Diese Gegensätze waren 1923 besonders stark. Ende Mai standen Temperaturen von elf Grad an der Ostküste Grönlands und Null Grad auf Island, zwanzig Grad Wärme und mehr im mittleren Rußland gegenüber.

Digitized by Google

Die neuzeitliche Meteorologie verfügt über wissenschaftliche Hilfsmittel, die ihr früher nicht zur Verfügung standen. Besonders wertvoll sind die Funkenwetterstationen, die in neuester Zeit immer weiter ausgedehnt wurden. Zuletzt ist von norwegischer Seite an der äußerst schwer zugänglichen Ostküste von Grönland, in der Mybucht, die unter 73½ Grad nördlicher Breite liegt, eine mit funkentelegraphischer Ausrüstung versehene Station eingerichtet worden. Die Funksprüche werden von einer zweiten Station auf der einsam im Eismeer gelegenen Insel Jan Mayen aufgefangen und nach Norwegen weitergeleitet. Da auch auf Spitzbergen sowie auf der Bäreninsel Funkstationen bestehen und Island durch Kabelanlagen mit Europa verbunden ist, so erhielt der europäische Wetterdienst aus einem großen Teile des Nordpolargebiets, der in den Monaten Mai bis Juni 1923 für die europäische Wettervoransage besonders wertvoll war, tägliche Nachrichten. Das ist für die künftige Entwicklung der Meteorologie von größter Bedeutung.

In den Kälterückfällen des Mai und auch des Juni offenbart sich eine gewisse Gesetzmäßigkeit. Seit alters sind die drei „Eisheiligen" oder „Eismänner" verrufen und gefürchtet. In Norddeutschland gelten die Tage Mamertus, Pankratius und Servatius, der elfte, zwölfte und dreizehnte Mai, als Tage der Maikälte, in Süddeutschland Pankratius, Servatius und Bonifatius, der zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Mai. Dieser Datierung kommt indes keine absolute, sondern lediglich mittlere Bedeutung zu, denn die Kälterückfälle sind ebensowohl vorher wie nachher möglich.

Es liegt tief in der menschlichen Natur, Unangenehmes schnell zu vergessen und deshalb beim Erleben unangenehmer Situationen immer zu behaupten, man könne sich

Digitized by Google

nicht erinnern, früher so etwas durchgemacht zu haben. Wird es im Mai kalt, so wollen die „ältesten Leute" gewöhnlich nichts davon wissen, daß es zu „ihrer Zeit" so erbärmliches Wetter gegeben habe. Die jeweilige Stimmung trägt dazu noch vieles zu weiteren falschen Behauptungen bei. So braucht es nur kurze Zeit kalt, regnerisch oder trüb zu sein und eine ganze Jahreszeit wird verallgemeinert als schlecht bezeichnet und bleibt lange verrufen, bis die Gegenwart die Erinnerung an die Vergangenheit schwächt und — verschönt! Dr. Richard Hennig führt einige Beispiele an, die klar zeigen, wie weitverbreitete volkstümliche Auffassungen entstehen, die durchaus grundlos sind: Oft genügen ein paar kalte Tage mit strengem Frost, um einem ganzen Monat, oder ein paar Wochen, einem ganzen Winter den Ruf größter Kälte zuzuziehen. So brachte der Januar 1907 in den Tagen vom 21. bis 24. bittere Kälte in Deutschland, die besonders am 22. bedeutend war, aber der ganze übrige Monat war fast ohne Unterbrechung mild und es gab nur unerheblichen Frost, so daß die mittlere Temperatur über der normalen lag. Trotzdem galt dieser eigentlich zu warme Januar im Volksmund als strenger Wintermonat, und zwar lediglich wegen der wenigen wirklich kalten Tage. Ähnlich wird der Winter 1892/93 als besonders hart bezeichnet, obwohl die Zeit strengen Frostes nur wenig über drei Januarwochen hindurch anhielt. In den Berichten aus alten Zeiten über strenge Winterkälte, die wir manchmal staunend lesen, hat zweifellos der exzentrische Charakter einiger Tage oder Wochen die Schilderung der gesamten Jahreszeit übertreibend beeinflußt.

So verhält es sich auch mit den summarischen volkstümlichen Behauptungen über Kälterückfälle im Mai und Juni, die eigentlich typisch für unser Klima sind.

Digitized by Google

Auch in diesem Falle boten oft wenige, allerdings recht empfindliche Tage den Anlaß zu Stimmungsverallgemeinerungen. Im Volk „denkt" man gern auch in Gegensätzen. So erwartet man nach kalten Wintern heiße Sommer, und umgekehrt. Einem besonders warmen Frühjahr soll meist ein schlechter, regnerischer Sommer folgen. Die meteorologische sachliche Beobachtung und die darauf beruhende wissenschaftliche Witterungslehre kann über solche Gegensätze und ihre vermeintliche „Gesetzmäßigkeit" nichts bestätigen. Oft genug folgte einem prächtigen, eigentlich abnormen Frühling ein langanhaltender, heißer Sommer. So *scheint* es auch, als ob nach strengen Wintern die Maikälte eher aufträte als nach milden. Eindringliche Erfahrungen übler Art mit dem Wetter prägen sich stark ein und wirken in der Verallgemeinerung lange nach. Der Mai des Jahres 1885 blieb in übelstem Rufe. Auch darin übertreibt die volkstümliche Auffassung, daß sie die volkswirtschaftlichen Wirkungen von Kälterückfällen im Juni denen des Mai an Bedeutung gleichstellt, obwohl dies durchaus nicht richtig ist. Regenreichen Frühjahrs- und Vorsommermonaten folgt gewöhnlich eine ertragreiche Ernte. Die in Städten lebenden Menschen beurteilen die Witterung nach anderen Gesichtspunkten als der Landmann. So schwer unangenehme kalte, regnerische Junitage oft zu ertragen sind, so führen sie doch selten zu ernstlichen und in ihren Folgen bedauerlichen Wetterkatastrophen. Nachtfröste, Schneefälle und Reifebildungen sind, wenn sie auch vereinzelt da und dort einmal schaden, kaum je von allgemeiner Bedeutung. Nach Hennig verzeichnen die Chroniken nur ein Jahr, in dem in der Zeit der Junikälte *ganz* Mitteleuropa von einem Reif betroffen und geschädigt wurde. Das war 1421 am 8. Juni, nach unserer

Digitized by Google

Rechnung am 17. Juni. Ein auffallender Kälterückschlag, der sich vom 9. zum 10. Juni 1885 einstellte, ist, wie so manches Ähnliche, bald wieder vergessen worden.

Durchschnittlich erreicht ein ungewöhnlicher Kälterückfall im Juni um die Mitte oder gegen Ende des Monats seinen Abschluß. Um diese Zeit entwickelt sich der Sommercharakter der Witterung. Entweder wird diese Jahreszeit kühl und regnerisch oder warm und angenehm. „Denkt" man in Analogien, so wäre nach dem Charakter des vergangenen Jahres ein schlechter Sommer zu erwarten. Es ist aber eher zu vermuten, daß dieser Sommer dem regenreichen des Vorjahres nicht gleichen wird.

Darüber muß man sich klar sein, daß die wissenschaftliche Wettervoraussage für die Dauer einer ganzen Jahreszeit nicht gerüstet ist. Der Laie soll aber deshalb nicht glauben, daß er befähigt wäre, Prophezeiungen aus groben Analogieschlüssen wagen zu dürfen. Jede Verallgemeinerung führt zu Trugschlüssen. Man soll deshalb nicht in Bausch und Bogen behaupten, daß die jährliche Wiederkehr der Kälterückfälle im Mai und Juni immer einträfe. Eine gewisse Unsicherheit besteht allerdings und deshalb sollte man sich wohl überlegen, ob man mit zureichender Sicherheit um die Junimitte seinen Urlaub ansetzt. Der Landmann hat seine Erfahrungen und wird deshalb mit dem Heuen erst in der zweiten Junihälfte beginnen, um die Ernte sicherer trocken einzubringen.

Die wissenschaftliche Auffassung der Wetterlage dieses Jahres läßt einen verhältnismäßig kühlen Sommer als wahrscheinlich erwarten. Doch bleibt die Hoffnung, daß wir auch einige freundliche, sonnige und warme Wochen erleben werden. In den letzten Tagen des Juni lagerten über Nordeuropa noch einige Tiefdruckgebiete, die Regenschauer, verbunden mit nordwestlichen Winden, brachten.

Digitized by Google

Ein Umschwung zur Besserung machte sich aber allmählich doch geltend. Nach den letzten Wettermeldungen, die von der Ostküste Nordamerikas einliefen, ergab sich, daß ein bei Neufundland liegender stärkerer Tiefdruckwirbel den hohen Luftdruck im Norden des Atlantik bis Island verdrängen wird. Damit würden für unser Gebiet die kühlen Nordwestwinde abgeschnitten und in wärmere Südwestwinde übergehen.

Der Kälteherd des Mai und Juni lag also diesmal in den gewaltigen Massen von Eisbergen, die hauptsächlich von Grönland und Island kamen und deshalb langsam schmolzen, weil warme Winde aus Südeuropa fehlten. Vom Mittelmeer erwarten wir warme, ja heiße Luftströmungen, die zur Auflösung der Eisriesen beitragen. Kämen sie nicht, dann wäre allerdings möglich, daß wir die Wirkung des Polartreibeises auf das Festland unter Umständen auch noch im Juli zu spüren bekämen. Im Jahre 1882 trieben Eisberge aus dem Polarmeer kommend bis zum vierzigsten Grad hinab und hielten sich dort bis in den August hinein. Hoffentlich lösen sie sich diesmal rascher auf und kehren als Wasser und Dunst in den großen Naturkreislauf zurück, um sich aus Schneeniederschlägen wieder neu zu bilden. Die Kälterückschläge im Frühjahr und Vorsommer bringen uns deutlich zum Bewußtsein, wie die Witterung vom fernen Pol bis tief nach Mitteleuropa bestimmt und beeinflußt wird.

Kapselrätsel

Bessemer, Erdachse, Amerikaner, Flandern, Pikanterie, Vorgelege, Teneriffa, Mazurka, Flieder, Pflanzenöl, Geschehnis.

In jedem Wort ist versteckt ein kleineres enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser kleineren Worte bezeichnen, aneinander gereiht, ein niederes Meertier.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Gigantische Bauwerke kleiner Tiere

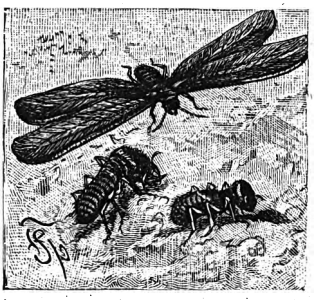
Von Eduard Kränig / Mit 13 Bildern

Die emsige Tätigkeit der fast über die ganze Erde verbreiteten Ameisen ist seit alter Zeit beobachtet worden*. Anders verhält sich's mit den Termiten, den sogenannten „weißen Ameisen", die nur in gewissen tropischen Ländern heimisch sind. Da sie in ihren Lebensgewohnheiten vieles mit den Ameisen gemeinsam haben, ist es begreiflich, daß man die Termiten mit diesen Insekten verglichen hat, und doch sind sie nicht im geringsten mit den Ameisen verwandt. Karl Escherich, der zu den bedeutenden Termitenforschern gehört, sagt, die Ameisen und Termiten haben in verwandtschaftlicher Beziehung so wenig miteinander zu tun, wie etwa der Mensch mit dem Känguruh. Die echten Ameisen sind hochstehende Insekten; die fälschlich „weiße Ameisen" genannten Termiten gehören zu den am tiefsten stehenden Insekten. Beide haben eine staatliche Organisation, führen ein hochentwickeltes Gemeinschaftswesen, und ihr Leben zeigt in vielen Punkten allerdings überraschende Übereinstimmungen; im zoologischen System liegen sie aber weit auseinander. Die Ameisen durchlaufen verschiedene Stufen der Entwicklung, vom Ei zu fußlosen, madenähnlichen Geschöpfen, die ein Puppenstadium durchmachen, ehe sie in ihrer letzten Gestalt erscheinen. Die jungen Termiten sind nie „Puppen". Und weil sie diese Entwicklung nicht durchmachen, sondern schon im Zustand, in dem sie

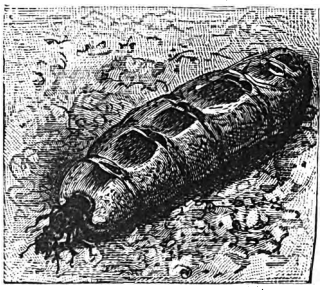
* Vergleiche: „Die Weisesten der Erde". In „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1920, Band 8, Seite 169 bis 186.

Digitized by Google

aus dem Ei kommen, im großen und ganzen wie erwachsene Tiere aussehen, und eigentlich nur größer werden, gehören sie zu den alten Formen der Insektenwelt, die aus der Kreidezeit stammen. Im zoologischen System bestehen Zusammenhänge zwischen den Termiten und den so übelberufenen, wenig beliebten Schaben unserer Küchen und Speisekammern; diese Insekten lebten schon vor der Kreidezeit im Steinkohlenwald. In Australien, dem Weltteil, der noch so manches urtümliche Geschöpf birgt, lebt jetzt noch eine Termitenform, die als Übergangsstufe von den Schaben angesehen wird.



Oben: Geflügelte Termite. Unten: Links Soldat, rechts Arbeiter. (Vergrößert.)



Termitenkönigin mit abnorm vergrößertem Leib.

Soziale Instinkte, der Trieb zum Gemeinschaftsleben eignet den Schaben; bei den Termiten ist er im höchsten Grade vorhanden. Sie hausen in vielen Millionen in Bauwerken, die, mit der Größe ihrer winzigen Erbauer verglichen, geradezu abenteuerlich gigantisch genannt werden müssen. Legt man an die höchsten Bauwerke des Menschen den Maßstab seiner Größe, und betrachtet daneben die kleine Termite im Verhältnis ihrer Leibeslänge zur Höhe der von diesen

Digitized by Google

Insekten errichteten Hügel und pfeilerartigen Bauten, so erscheinen dagegen die Leistungen des Menschen als ganz unbeträchtlich.

Man ist nur zu leicht geneigt, die Höhe der in der Tierwelt vorhandenen staatlichen Organisation mit ihrer höheren Stellung im zoologischen System in Zusammenhang zu bringen. Diese Auffassung führt jedoch zu verschiedenen Irrtümern. Die Termiten sind ein Beweis dafür, daß bei tiefstehenden Tieren höhere soziale Lebensformen möglich sind als unter hochstehenden. Escherich betont ausdrücklich, daß dies gerade für Ameisen und Termiten gilt. Die Termiten, die zu den niedersten Insekten gehören, übertreffen die viel höher stehenden Ameisen in manchen sozialen Einrichtungen weit — und nicht nur die Ameisen, sondern überhaupt alle übrigen sozialen Insekten. Die im System auf tiefer Stufe eingeordneten Termiten sind es, die im sozialen Tierleben den höchsten Gipfelpunkt einnehmen.

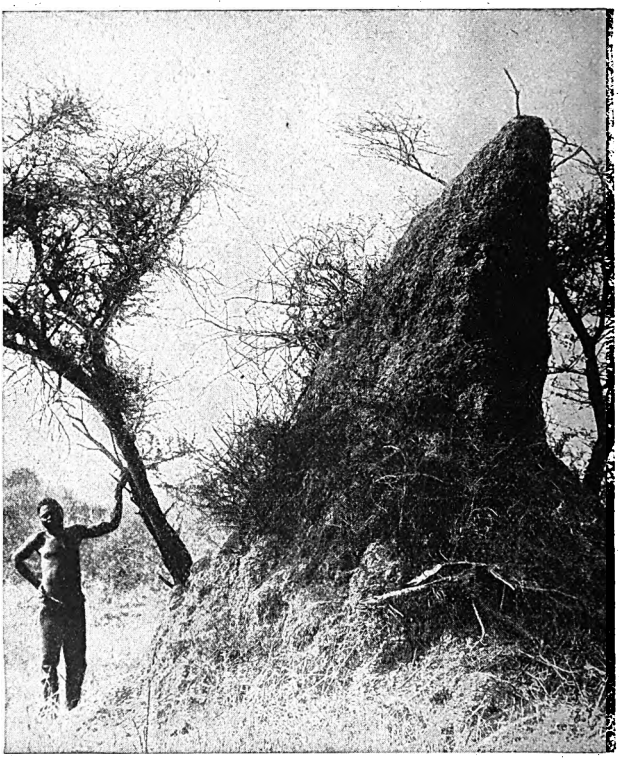
Wenn menschliches Kulturleben auch nur mit größter Vorsicht zum Vergleich herangezogen werden soll, so berührt es doch immerhin höchst eigenartig und ist geeignet, nachdenklich zu stimmen, daß sich der in der Welt einzig dastehende soziale Großstaat der Inka in Peru auf ganz primitiver Kulturstufe entfaltet hat*.

Daß sich die Israeliten der biblischen Zeit und später Griechen und Römer mit dem Leben der Ameisen beschäftigt haben, kann nicht besonders überraschen, sie konnten die überall vorkommenden kleinen Lebewesen kaum übersehen. Daß man die in tropischen Gegenden heimischen Termiten erst verhältnismäßig spät kennen-

* Vergleiche: „Ein untergegangener sozialistischer Großstaat". In „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1923, Band 10, Seite 119 bis 139.

Digitized by Google

lernte, ist begreiflich. Im System der Natur von Linné wird die Gattung 1758 genannt. Fabricius beschäftigte sich zwanzig Jahre später eingehender damit und brachte



Termitenbau im tropischen Afrika.

diese Geschöpfe mit den Ameisen in Zusammenhang. Im Jahre 1781 änderte er zwar diese Auffassung, aber es dauerte noch lange, bis in neuester Zeit Klarheit geschaffen werden konnte. In der ersten Ausgabe von Brehms

Digitized by Google

„Tierleben" stand die Kenntnis vom Leben der Termiten noch nicht auf bedeutender Stufe. Seitdem ist viel gearbeitet worden, um Licht in das eigenartige Dasein dieser kleinen Geschöpfe zu bringen.

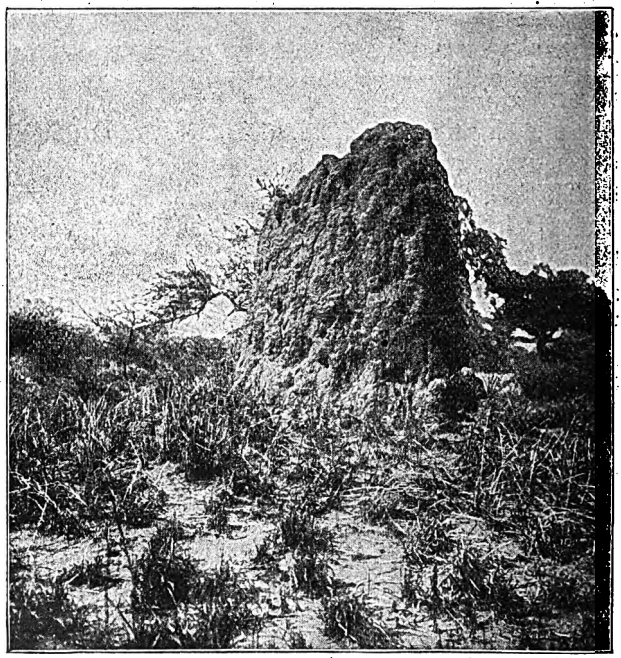
Die von den Termiten erbauten Hügel, Türme und Säulen sind weder gleich groß, noch einheitlich geformt. Dieselben Arten führen nicht etwa gleiche Typen auf, die nach einem Schema errichtet sind. Jedes „Nest" besteht aus einem unterirdischen Teil, der in Tiefen bis zu einem Meter reicht, und durch ausgedehnte Gänge mit der Außenwelt in Verbindung steht. Deshalb bemerkt man oft lange nicht, daß sich in der Nähe menschlicher Wohnstätten zahlreiche Termiten unterm Boden heimisch gemacht haben. So soll ein Drittel der Insel Zeylon von diesen Geschöpfen unterminiert sein.

Da die hauptsächlichste Bautätigkeit dieser Insekten in die tropische Regenzeit fällt, erscheinen die ersten Erhöhungen über dem Boden in dieser Periode. Spitzhüte und voneinander abliegende Kamine sind das erste, was von den werdenden Bauten zu sehen ist. Die Zahl solcher Oberanlagen richtet sich nach dem Alter, der Ausdehnung und der Volksmasse der unterirdisch hausenden Kolonie.

Manchmal erscheinen auf einer kleineren Fläche nur zwei bis vier Erhöhungen oder Kamine, oft aber auch in der Ausdehnung einiger Quadratmeter zwanzig und mehr dieser Gebilde. Es kommt vor, daß sie vereinzelt bleiben; die isolierten Teile werden aber miteinander verbunden. So kommen die großen Hügel und andere Formen zustande, die in ihrer Masse oft städteartig wirken und der Landschaft ihr besonderes Gepräge geben. Es gibt Hügel, die nicht höher als zwanzig bis dreißig Zentimeter aufragen, aber auch Türme von sieben und mehr Meter Höhe. Verglichen mit den ameisengroßen Insekten sind dies aller-

Digitized by Google

dings wahre babylonische Bauwerke. Durchschnittliche Höhen für Zeylon sind nach Escherich zwei bis zweieinhalb Meter; derartige und größere Bauten entstehen ruckweise in etwa zehn Jahren. Alle Erhebungen über dem

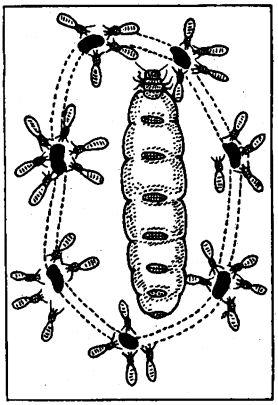


Ostafrikanische Buschsteppe mit Termitenhaufen.

Erdboden, gleichviel ob es Spitzhüte, runde Kuppeln oder Kamine sind, werden von Anfang an mühsam nach bestimmten Konstruktionsmethoden gebaut. Escherich hat nirgends ein regelloses Aufeinanderwerfen von Erde beobachtet, sondern überall erfolgte ein sorgfältiges Aneinanderfügen von Baustein an Baustein, die durch reich-

Digitized by Google

liche Bindemassen ihren Zusammenhalt erhielten. Zuerst wird ein „Gerüstwerk" errichtet, und zwar vom gesamten Umfang des „geplanten" Gebäudes. Dann wird das „Gerüst" durch Ausfüllung der Zwischenräume zu einem Massivbau übergeführt. Zuletzt wird der Rohbau sorgfältig geglättet. Unterscheiden sich die Termiten schon durch diese Bauweise von den übrigen sozialen Insekten, so kommt noch ein Umstand hinzu, der sie zweifellos *in die oberste Reihe tierischer Baukünstler erhebt*. Im Gegensatz zu Ameisen, Bienen und Wespen beginnen sie ihre Bauarbeit gleichzeitig an verschiedenen vereinzelten Punkten. Sie errichten „Pfeiler", verbreitern diese, füllen Zwischenräume aus und gelangen so zu einem einheitlichen Bau. Es könnten höchstens noch gewisse Vögel zum Vergleich mit den Termiten herangezogen werden, die zunächst ein Gerüst aus Reisig anlegen, das sie dann inwendig mit Erde ausmauern. Escherich beschrieb nach einem von ihm angestellten Versuch, wie in einem künstlichen Nest zwei Köni-



Einmauerung einer Königin. Schematische Darstellung des Bauens. Es werden zuerst zahlreiche von einander getrennte Erdpfeiler (die schwarzen Stellen im Schema) errichtet, die durch allmähliche Verbreiterung (durch punktierte Linien angedeutet) mit einander verbunden werden. Die um die Pfeiler gruppierten Termiten sind Soldaten, welche die Arbeiter bewachen.

(Nach K. Escherich, „Termitenleben auf Zeylon". Verlag G. Fischer, Jena.)

Digitized by Google

ginnen eingemauert wurden. Rings um die beiden Königinnen bildeten sich in gewissen Abständen Gruppen von Soldaten, welche die Köpfe gegeneinander und zugleich aufwärts gerichtet hielten, ständig mit den Fühlern in der Luft umherpendelnd. Nun kamen Arbeiter, die in den von den Soldaten umstellten Plätzen Pfeiler zu errichten begannen. Erdklümpchen wurde auf Erdklümpchen gehäuft, und so entstanden im ganzen Umkreis in einem gewissen — nicht überall gleichen — Abstand von den Leibern der Königinnen zahlreiche kleine Türmchen, die ungefähr im gleichen Tempo in die Höhe wuchsen. Dann ging man daran, die Pfeiler immer in der Richtung gegen die benachbarten zu verbreitern, bis sie schließlich zusammenstießen. Am nächsten Morgen waren die beiden Königinnen von einem gemeinsamen, zusammenhängenden gleichförmigen Wall umschlossen, der vom Boden des Nestes bis zur Decke reichte, und nur am Grunde eine Reihe Löcher, Tore zum Ein- und Ausgehen, aufwies.

Angesichts einer so erstaunlichen Leistung wirkt es gar nicht überraschend, wenn Escherich die Frage berührt, ob diese planvolle Bautätigkeit durch einen, wenn auch noch so hochkomplizierten Instinktmechanismus genügend erklärbar sei.

Daß die Termiten ihre Königin so vorsorglich von äußeren Einwirkungen abzuschließen suchten, hat seine Gründe. Der Zentralkern, die stets an der Basis des Hügels etwas tiefer als der Erdboden gelegene, mehr oder weniger steil gewölbte Kammer, ist die „Königszelle", die mit den übrigen Bauteilen durch schmale Verbindungswege zugänglich ist. Die Arbeiter und Soldaten sind geschlechtslos, die Fortpflanzung erfolgt durch den König und die Königin. Im Bau findet man außer diesem

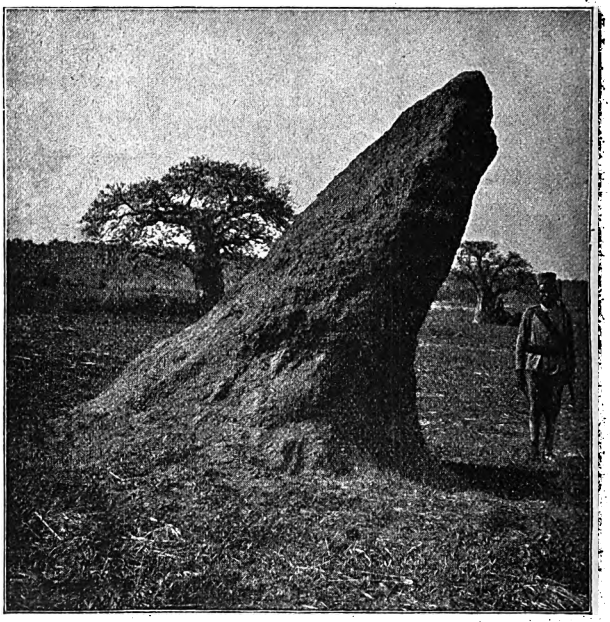
Digitized by Google

Termitenhügel in Ikko im mittleren Stromgebiet des Kongo.

Paar auch noch geflügelte Tiere, aus denen König und Königin hervorgehen, dann Arbeiter und Soldaten verschiedener Größe und Tiere im Jugendstadium. Diese

Digitized by Google

Kastenfolge ist nicht bei allen Arten gleich. So fehlen Soldaten ganz, können aber auch allein neben den Geschlechtstieren vorhanden und als Arbeiter tätig sein. Geht das zur Erhaltung des Stammes nötige Königs-



Termitenhügel in Ostafrika.
Im Hintergrund Affenbrotbäume.

paar zugrunde, so erziehen die geschlechtslosen Völker aus den vorhandenen Jugendformen „Ersatzköniginnen" und „Könige", die man daran erkennt, daß ihnen die Ansätze der abgeworfenen Flügel fehlen.

Im Verhältnis zur Größe der Arbeiter und Soldaten erlangt besonders die Königin eine geradezu enorme

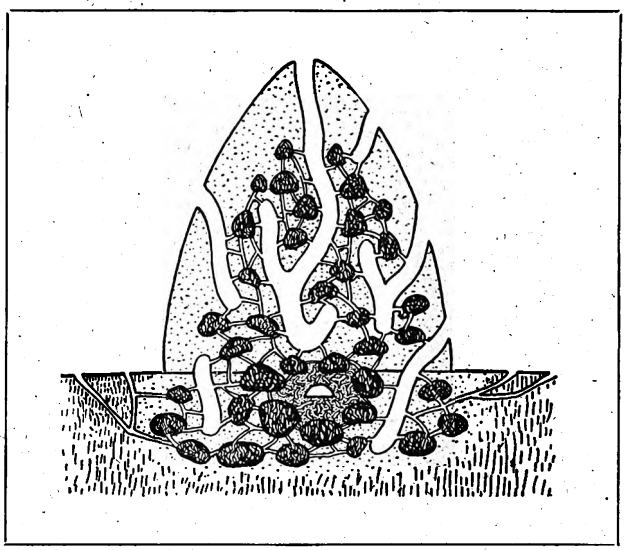
Digitized by Google

Größe, da sich mit zunehmender Fruchtbarkeit ihr Leib gewaltig ausdehnt. Man hat Königinnen gefunden, die zehn Zentimeter lang waren, wovon nur ein Zentimeter auf Kopf und Brust entfiel. Diese für ihr ganzes Leben in die Kammer eingeschlossenen Geschlechtswesen können sich kaum mehr bewegen; sie werden ernährt und gepflegt, denn von ihnen hängt das Bestehen und die Zahl des Volkes ab. Unerhört ist die Fruchtbarkeit einer Termitenkönigin, denn sie legt täglich etwa dreißigtausend Eier, das ergibt eine Jahresmenge von zehn Millionen. Da man das Alter einer Königin auf zehn Jahre festsetzen kann, legt sie in dieser Zeit hundert Millionen Eier. In manchen Bauten sind mehrere Könige und Königinnen gefunden worden, in zwei Fällen je fünf Stück dieser Geschlechtswesen und einmal acht Königinnen! Ein sozialer Staat, der so mit Nachwuchs versorgt war, konnte Billionen Insassen zählen.

Im Termitenstaate gibt es viel zu tun, um diesen Nachwuchs vom Ei an zu pflegen, zu hüten und zu ernähren. Von den Bauten ausgehend, werden gedeckte Galerien angelegt, unter denen ausrückende Proviantzüge Schutz finden, um Nahrung herbeizuschaffen. Auch bei Nacht werden enorme Auszüge unternommen. Solche Züge sind oft mehrere hundert Meter lang, und nicht selten sind zweimalhunderttausend Termiten in breiten Streifen unterwegs. Und diese Zahl ist nicht zu hoch. Man hat lange Züge beobachtet, in denen sechs bis zehn Arbeiter nebeneinander marschierten. Je nach dem Nahrungsbedarf wiederholen sich solche Ausmärsche dreimal in einer Woche. Zum Schutze dieser Proviantarmee stehen Soldaten am Rande des Zuges auf festen Posten. Und dieser Schutz ist nötig, denn die Termiten haben viele Feinde, die ihnen überall nachstellen; vor allem sind es

Digitized by Google

Ameisen, die sie angreifen und überwältigen. Die Soldaten sind aber nicht nur zur Sicherheit für die Arbeiter nötig, sie sind auch die Führer zu Örtlichkeiten, an denen



Schematischer Durchschnitt durch einen Termitenhügel. In der Mitte der Zentralkern mit Königszelle; um diesen herum die zahlreichen Pilzkammern (mit Pilzgärten), die durch dünne Gänge miteinander verbunden sind. Dazwischen Teile der großen Luftschächte. Vom unterirdischen Nestteil führen schmale Gänge in weiterer Entfernung an die Oberfläche.
(Nach K. Escherich, „Termitenleben auf Zeylon". Verl. G. Fischer, Jena.)

Nahrung gefunden wird. Meist werden Flechten und Algen eingebracht, und die Tiere gehen regelrecht auf die „Flechtenweide".

Daß die Termiten in ihren Bauten Pilze zur Ernährung züchten, war schon seit dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts bekannt, also lange bevor diese im

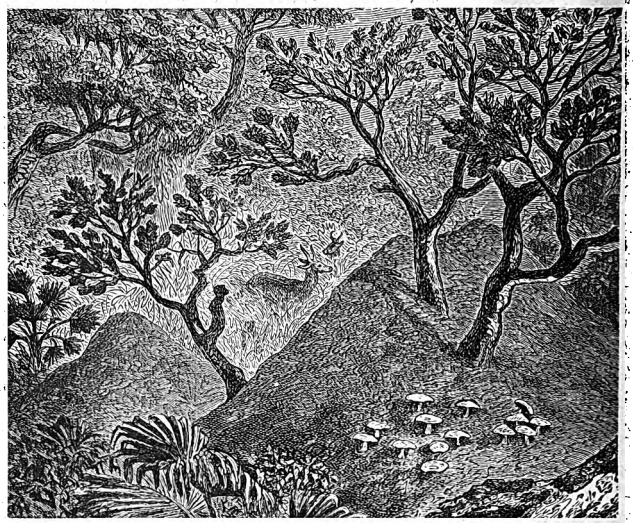
Digitized by Google

eigenen Wohngebiet gewonnene Nahrung bei den Ameisen entdeckt wurde. König schrieb 1778: „An den Wänden eines Termitenbaues fand ich eine Art Schimmel, der vielleicht den Jungen als Nahrung dient." Zwei Jahre später beschrieb Smeathman die Pilzgärten. Da er sie stets mit Larven angefüllt fand, nannte er sie „Wochenstuben". Er kannte die eigentlichen Züchtungsprodukte, die weißen, kugelförmigen Körperchen und nahm an, daß die großen Termiten das Wachsen des Pilzes zu erzeugen und zu befördern verstanden. Wird der Hügel einer pilzzüchtenden Termitenart geöffnet, so finden sich zahlreiche Kammern mit Pilzgärten, in denen sich die Jungbrut findet.

Da die Termiten ausgesprochene Holzinsekten sind, die ihre Nahrung mit Vorliebe in abgestorbenem Holz suchen, das gewöhnlich eine reiche Pilzvegetation besitzt, haben diese Tierchen Gelegenheit genug, mit Pilzen in Berührung zu kommen. Wunderbar bleibt es wohl immer, daß sie zur Zucht eines bestimmten Pilzes in den Kammern ihrer Bauten gelangten. Nach Escherich ist die Zucht von Pilzen ein großer Fortschritt in der Ernährungsweise der Termiten. Das Holz ist stickstoffarm, daher müssen Tiere, die sich lediglich davon nähren, auch große Mengen verzehren, um daraus die nötigen Nährstoffe zu erhalten. Durch Pilzzucht erhalten sie nun eine ziemlich konzentrierte Stickstoffnahrung. Die Pilzgärten werden allmählich steril und müssen deshalb von Zeit zu Zeit gedüngt oder durch neues Material ersetzt werden. So werden denn auch die völlig ausgezogenen Teile der Pilzgärten abgetragen und aus den Kammern entfernt und frischer Holzbrei eingefügt. Daher erklärt es sich, daß der Bedarf an Holz nie ein Ende nimmt und die Termiten ununterbrochen damit beschäftigt sind, Holz herbeizuschaffen, und darauf sind die großen Zerstörungen zurück-

Digitized by Google

zuführen, die durch diese Insekten zu beklagen sind. Bedenkt man, daß in einem großen Bau mehrere Millionen dieser Tiere leben, die fortgesetzt Nahrung für sich und die enorme Masse ihrer Brut bedürfen, dann wird es klar, zu welcher furchtbaren Plage diese Geschöpfe in

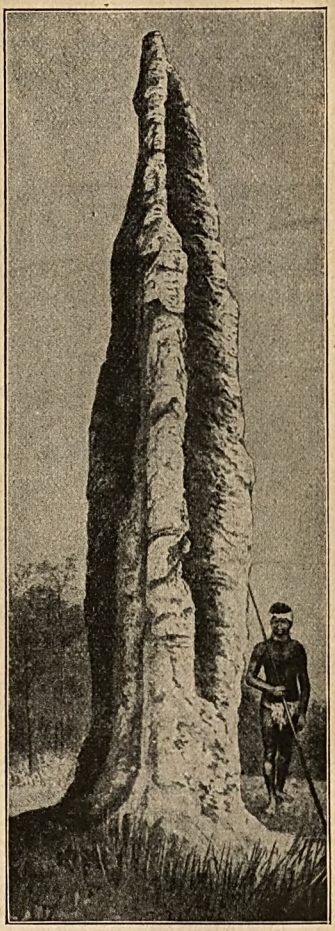


Termitenhügel mit durchgewachsenen Pilzen.

der Nähe menschlicher Wohnstätten werden können, und daß es bis jetzt noch nirgends gelungen ist, sie völlig auszurotten. Im nördlichen Australien gibt es Gebiete, die so zahlreich von über mannshohen Bauten übersät sind, daß man diese Ansammlungen als „Termitenstädte" bezeichnet hat. Auf der Kap-York-Halbinsel in Nordqueensland stehen große Hügel so dicht beisammen, daß sie von vorüberfahrenden Schiffern als Eingeborenenniederlassungen angesehen wurden. Auch anderwärts gibt

Digitized by Google

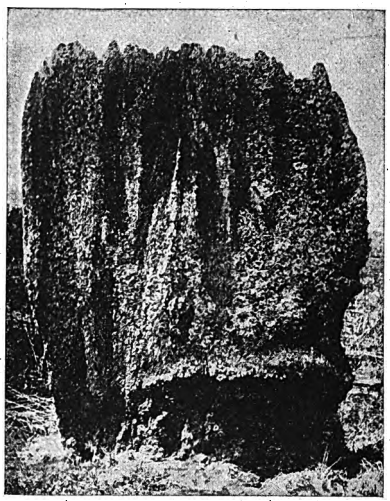
es Hügel, welche die Wohnungen der Eingeborenen vielfach überragen. Sie sind nicht leicht zu zerstören, denn die Wände sind so fest, daß sie nur mit schweren Werkzeugen oder Sprengmitteln, Pulver oder Dynamit, vernichtet werden können. Die hutpilzförmigen, säulenartigen Bauten einer Art, die aus Erde mit eingemischten Quarzkörnern aufgeführt sind, können eher umgeworfen als in der Mitte abgebrochen werden. Nicht nur der äußere Mantel, auch innere Teile sind überraschend widerstandsfähig und so hart, daß bei Durchschneidungsversuchen das Messer leicht abspringt. Mikroskopische Untersuchungen dieser wesentlich aus Holz bestehenden Substanz ergaben eine Masse ohne jede Struktur. Härte und spezifisches Gewicht waren größer als die von schwarzem Ebenholz und Pockholz. Da wirkt es wohl nicht besonders überraschend,



Termitenturmnest in Australien.

Digitized by Google

wenn man hört, daß die schwarze Bevölkerung Afrikas die Termitenbauten als Schmelzöfen für Eisenerz einzurichten versteht. Der Hügel wird von oben her ausgehöhlt und unten ringsum ein Gebläse angebracht. Man höhlt die Bauten aber auch seitwärts aus und bringt auf diese Weise einen recht gut brauchbaren Backofen zustande. Auch das läßt erkennen, wie stabil diese kleinwinzigen Termiten bauen können; die Wände sind so widerstandsfähig, daß sie mehrere Monate das Feuer gut aushalten. Unsere Soldaten in Südwestafrika haben ihr Brot häufig in solchen verhältnismäßig leicht zum Gebrauch eingerichteten Termitenbauten gebacken.

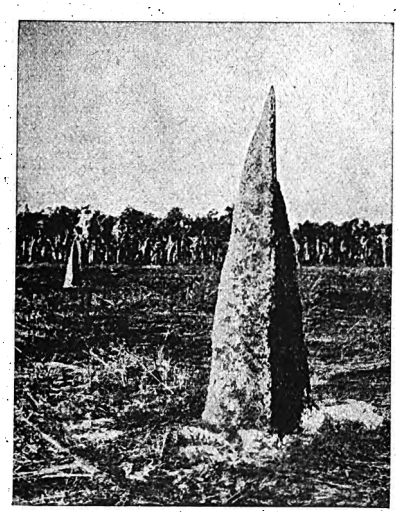


Kompaßnest von der Breitseite gesehen. Port Darwin, Australien.

Höchst merkwürdige Bauten sind die sogenannten „Kompaßnester" Australiens. Die drei bis vier Meter hohen Bauten sind so angelegt, daß die beiden quadratischen oder rechteckigen Breitseiten nach Osten und Westen, die spitzwinkeligen Schmalseiten nach Norden und Süden gerichtet sind. Häufig ist die Ostseite konvex und die Westseite konkav angelegt. Diese Anlage bietet den Insassen Schutz vor Winddruck und Sonnenbestrahlung. Escherich

Digitized by Google

nimmt an, daß für diese Bauart beides bestimmend war. Er sagt: „Vorherrschend in jenen Gegenden sind die Südostwinde, die also schräg auf die Breitseite des Baues, der meist etwas gewölbt ist, treffen, und daher, ohne große Druckwirkung auszuüben, abgleiten. Außerdem bietet die Nord-Süd-Orientierung auch den Sonnenstrahlen die geringste Fläche, so daß Überhitzung vermieden wird."



Kompaßnest von der Schmalseite gesehen. Port Darwin, Australien.

Auch hier steht man vor der großen Frage, wie solche Anlagen durch instinktive Betätigung zustande kamen. Die Menschen haben lange gebraucht, bis sie die Richtungen ihrer Bauten so bestimmen lernten, daß sie sich den unerwünschten Einwirkungen von Wind, Wetter und Sonnenbestrahlung zu entziehen vermochten. In kälteren, sonnenärmeren nördlichen Gegenden Europas legte man einst die Häuser so an, daß sie möglichst allseitig der Sonne zugewandt waren. In den Städten, mit ihrer aus Raumgründen notgedrungenen Zeilenbauweise ging diese gute Orientierung verloren. Wir könnten demnach von den winzigen tierischen Baukünstlern Australiens lernen, wie man ein freistehendes Haus am zweckmäßigsten anlegt.

Digitized by Google

Eingeborene in Mpore (Oſtafrika) benützen einen Termitenbau als Hochofen zum Schmelzen des Eiſens.

Digitized by Google

Wie wird nun eine neue Termitenkolonie gegründet? Im Bau leben außer dem König und der Königin, den Soldaten, Arbeitern und Larven auch zahlreiche geflügelte Geschlechtstiere, die, ihre vier langen Flügel hinter sich herschleifend, im Bau nicht fliegen können. Es sind die Gründer eines neuen Staates.

Bevor die Regenzeit kommt, graben die Arbeiter Gänge, die bis dicht unter die Oberfläche des Baues reichen. Noch ist die Zeit nicht da, um den Mantel an diesen Ausbruchstellen ganz zu öffnen und auszuschwärmen. Ist es aber so weit, dann wird durchgestoßen. Soldaten und Arbeiter kommen aus dem Bau und bleiben in der Nähe der Öffnungen. Sind Feinde draußen, werden die Ausgänge wieder geschlossen. Endlich wagen sich die „Geflügelten" hervor, laufen eine Weile hin und her, versuchen dann die Flügel auszubreiten, und auf einmal erheben sie sich in die Luft. Bei diesen für die Erhaltung der Art so wichtigen Ausflügen sind eigenartige Beobachtungen gemacht worden, die für den sozialen Gemeinsinn der Termiten zeugen. Silvestri beschrieb einen dieser Ausflüge, der von den Insassen vorbereitet war. Ein Arbeiter steckte den Kopf aus dem neu durchbrochenen Loch hervor und prüfte die ganze Umgebung. „Wenn der Kundschafter alles geheuer gefunden hat, schlüpft er weiter heraus, wendet sich vorwärts, seitwärts, und kehrt schließlich zur Öffnung zurück. Gleich darauf kommt eine ganze Anzahl Arbeiter samt einigen Soldaten heraus, die sich rings um den Ausgang verteilen; einer von ihnen kehrt wieder in den Bau zurück, um gewissermaßen das letzte Zeichen zu geben, daß der Aufflug frei und sicher geschehen könne." Nun rücken die Geflügelten heraus, und bald beginnt der Flug. „So geht's ein paar Stunden und länger fort. Sowie ein Arbeiter oder ein Soldat beunruhigt wird,

Digitized by Google

scheint ein Alarmzeichen gegeben zu werden, worauf sich alsbald die gesamte Wachmannschaft zurückzieht und das Schwärmen so lange aufhört, bis jede Gefahr verschwunden zu sein scheint."

Diese ausfliegenden Schwärme beschrieb Rengger als „Säulen aus Silberplättchen im Sonnenlicht". Nicht selten sieht man zehn und mehr solcher Säulen von Geflügelten auf einmal von der Erde aufsteigen. Nach Savage schwärmen die Termiten in solch „unzählbarer Menge und so rapide" aus den Hügeln, daß man den Eindruck hat, als stiege aus allen Hügelteilen Rauch auf. Ist das Ausschwärmen vorbei, und haben sich die letzten Arbeiter und Soldaten in den Bau zurückbegeben, dann werden die Öffnungen wieder vermauert.

Der Flug dauert nicht lange und führt nicht weit. Die Insekten lassen sich bald nieder, laufen auf dem Boden umher und suchen ihre Flügel loszuwerden, die so eingerichtet sind, daß sie an der Trennungsnaht abbrechen. Nur kurze Stümpfe mit den Muskelansätzen bleiben am Körper, ein Kennzeichen, woran man später die „echten" Geschlechtswesen, König und Königin erkennt. Meist wird der Ausschwarm von Feinden aller Art, solchen in der Luft und auf dem Boden kriechenden, Vögeln, Fröschen, Eidechsen und Ameisen, umlauert. Große Massen werden vernichtet und nur wenige Pärchen bleiben am Leben, und es gelingt ihnen, sich in den Boden einzuwühlen. Sind sie der Verfolgung entgangen, dann werden sie zu Gründern eines neuen Staatengebildes.

Nicht nur allerlei Tiere, auch die Menschen verfolgen die ausschwärmenden Insekten. Roh oder geröstet gelten sie bei den Eingeborenen als leckere Bissen. Die trotz allem unausrottbaren Schädlinge sind von so vielen Gefahren umgeben, daß ihre Millionenvermehrung begreiflich erscheint.

Digitized by Google

Vor diesen Holzverzehrern ist nichts sicher, und ihre geheime Vernichtungsarbeit läßt sich von außen nicht erkennen. Wenn Wohnungen längere Zeit verlassen werden, kann es vorkommen, daß die heimkehrenden Besitzer nur noch dünne „Häute" ihrer Möbel und Bilderrahmen vorfinden, die bei der leisesten Berührung zusammenfallen. Es gibt gewisse Hölzer, die von den Termiten nie angefressen werden. In China bewahrt man deshalb Akten in großen Truhen aus Kampferholz auf, das diese Insekten meiden. Auch gut lackierte Gegenstände bleiben verschont. Hagen vermutet, daß diese Erfahrung den Anlaß zu der hochausgebildeten Lacktechnik in China und Japan geboten haben könnte. Haben sie sich in einen Balken eines aus Holz errichteten Gebäudes eingefressen, so höhlen sie auch das übrige Gebälk aus, und es kann geschehen, daß plötzlich ein ganzes Haus zusammenbricht. Im Jahre 1814 mußte der Palast des Gouverneurs von Kalkutta abgebrochen werden; Termiten hatten ihn dem Einsturz nahe gebracht. In St. Helena wurde die ganze Hauptstadt Jamestown durch zufällig eingeschleppte Termiten zerstört. In Südfrankreich wurden zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schlimme Verwüstungen an Gebäuden angerichtet, vor allem in Rochelle, wo manche Häuser einstürzten. In einem Gasthaus fielen sämtliche Gäste durch den Fußboden in den Keller. Mehrere Jahre vor 1908 wurde eines der Gewächshäuser in Schönbrunn bei Wien durch eine aus Nordamerika eingeschleppte Termitenart so schwer beschädigt, daß es abgerissen werden mußte.

Bücher höhlen sie, meist von unten her eindringend, so aus, daß nur die äußere Hülle übrigbleibt; auch Stoffe aller Art, Kleider, Wäsche und Schuhwerk, fallen ihnen zum Opfer.

Digitized by Google

Gefürchtet ist in Lagerhäusern und Magazinen die „Termitenpest". Mehl verzehren diese Fresser gern, aber auch Reis, Weizen, Gerste, Hafer und Hanf werden sie gefährlich. Aufgestapelte Fässer werden so ausgehöhlt, daß sie auseinanderfallen. Zerfressen sie die Korke in den Flaschen, so kann der Inhalt ausfließen.

Auch den Straßen-, Bahn- und Dammbauten werden sie durch die Zerstörung dazu verwendeter Holzteile, Schwellen und Pfähle, gefährlich. Sie vernichten aber auch Kulturpflanzen, wie in Zeylon die Teestauden und Kakaobäume. Auf der Halbinsel Malakka haben sie die wertvollen Kautschukbäume befallen.

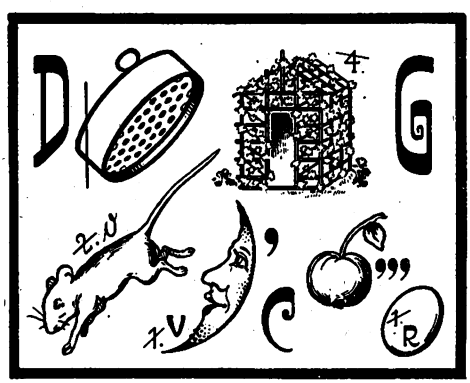
Kein Wunder, daß man Vernichtungskämpfe gegen diese Millionenheere von Insekten zu führen gezwungen ist. Auf Zeylon wendete man Schwefelkohlenstoff an und räucherte sie mit Schwefelarsenikdämpfen aus. Eigene Apparate sind konstruiert worden, mit denen giftige Dämpfe in die vorher sorgfältig verstopften Bauten eingepumpt werden. Vor dem Kriege brachte eine deutsche Firma einen „Termitensucher" in den Handel. Steckte man diesen Sucher in den Erdboden oder brachte man die Stahlrohrspitze an Bäume, so vernahm man durch ein schallverstärkendes Mikrophon deutlich die Geräusche der krabbelnden Tiere.

Der Nutzen wissenschaftlicher Forschungen für die erfolgreiche Schädlingsbekämpfung zeigt sich darin, daß die Lebensbedingungen dieser Tiere genau bekannt werden. Sind diese genügend erhellt, dann sind zunächst Vorbeugungsmöglichkeiten gegeben. Viele Arten leben mit Vorliebe in, unter und in der Nähe von alten Baumstümpfen oder gefallenen Bäumen. Deshalb sollten im Bereiche einer Plantage keine alten Baumstümpfe stehen bleiben. Oft wurde der Wald oder Dschungel niedergebrannt und eiligst

Digitized by Google

beseitigt, die Reste blieben, wie sie sich eben ergaben, und so bereitete man den Termiten die besten Lebensbedingungen. Auch bei der Anlage von Bauten muß der umgebende Boden und die Vegetation geprüft werden und eine gründliche Reinigung aller Anziehungspunkte für diese Schädlinge erfolgen. Nur dann, wenn alles geschieht, diesen Unerwünschten das Leben zu erschweren, wird man eines Tages auch die Termiten, die man die „ärgsten Feinde der menschlichen Zivilisation" genannt hat, wenigstens in der Nähe von Wohnungen und Kulturen beseitigen können. Große tropische Gebiete wird es aber wohl immer geben, in denen diese kleinen Staatenbildner unbehelligt bleiben, als eigenartige Naturgeschöpfe, die nach ihrem Stammbaum tief in die Kreidezeit zurückreichen, aus der sich nicht alles Leben bis in unsere Zeit erhalten konnte.

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Die ehemaligen deutschen Kolonien unter der Mandatsherrschaft

Von Markus Seibert / Mit 15 Bildern

Unsere Not ist so groß, daß es begreiflich erscheint, wenn uns die Vorgänge in unseren Kolonien nicht tiefer berühren. Dieser Standpunkt ist falsch, denn unsere Schutzgebiete spielen in der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise eine nicht unbedeutende Rolle. Der Reichsminister a. D. Dr. Gothein hat es unlängst ausgesprochen: „Die Gesundung Deutschlands hängt zu einem nicht geringen Teil von der Wiederherstellung der Aufnahmefähigkeit der deutschen Schutzgebiete ab — so klein und so volksarm sie auch waren. Wir besaßen sie erst wenige Jahre, und doch wuchs ihre Bedeutung zusehends. Im Jahr 1913 war ihr Außenhandel auf etwa 550 Millionen Goldmark gestiegen, und er hätte sich — wenn wir Frieden behalten hätten — in den nächsten Jahren sprunghaft gesteigert, da die Erschließung großer Gebiete durch Bahnen und die neu angelegten Plantagen gerade erst anfingen, wirtschaftliche Erfolge zu zeitigen. In Neu-Guinea mit dem Inselgebiet standen 1913 erst 28 Prozent der angepflanzten Kokospalmen im ertragsfähigen Alter; in Ostafrika nur 20 Prozent und von den Ölpalmen gar nur 14 Prozent; von den Kakaobäumen Samoas waren nur $5^1/_2$ Prozent, von denen Neu-Guineas erst 40 Prozent ertragsfähig; die Kaffee- und Baumwollkulturen kamen eben erst glücklich aus dem Versuchsstadium heraus. In Südwestafrika hatte sich die Zahl der Rinder, Schafe und Ziegen von 1909 bis 1913 verdoppelt. Unsere Kolonien waren gerade erst in das Stadium

Digitized by Google

Dumpalme.

der Ertragsfähigkeit hineingewachsen, als der unselige Krieg hereinbrach."

Digitized by Google

Das allgemeine Interesse an unseren Kolonien war leider nie ihrem Wert angemessen, und wir sind bedauerlicherweise so geartet, daß wir den Worten unserer eigenen Volksangehörigen mißtrauen. Hören wir deshalb das Urteil eines guten Kenners kolonialer Länder, des Eng-

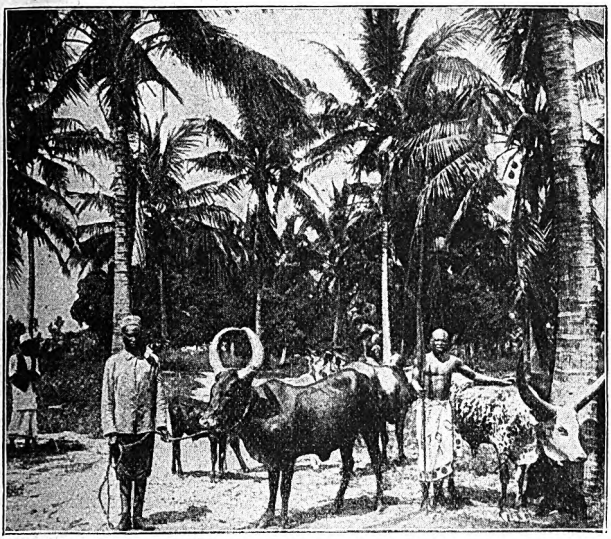
Spalten und Ausschneiden der Kopra der Kokosnüsse.

länders Morel: er schrieb über unsere Schutzgebiete: „Drei von den vieren sind ungeheuer wertvoll — ‚immensely valuable' — ihr potentieller Reichtum überschreitet bei weitem die Kriegsschuld Europas." Diese Worte wollen wir uns zunächst gut einprägen! Warum? — Das wird sich zeigen!

Vor einem Jahr erschien eine Hamburger Denkschrift

Digitized by Google

über den Wert der deutschen Kolonien; diese Darlegung rechnet nur mit den greifbaren Werten und der nächsten Entwicklung. Demnach stellte sich — wohlbemerkt 1921 — der positive Wert auf siebzig Milliarden Goldmark. Dazu bemerkt der verdienstvolle ehemalige



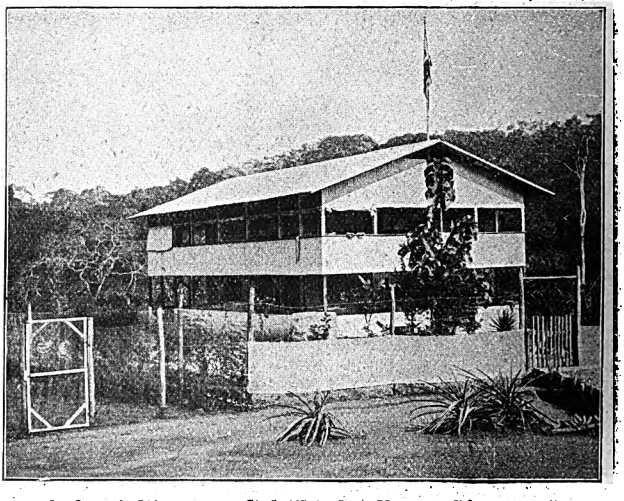
Langhornrinder aus der nördlichen Tanganjikagegend.

deutsche Gouverneur Dr. Heinrich Schnee: „Wenn man aber die tatsächlich fast unbegrenzten Zukunftsmöglichkeiten dieser gewaltigen kolonialen Gebiete berücksichtigt, die nahezu drei Millionen Quadratkilometer bedecken, so dürfte dieser Wert hinter der Wirklichkeit noch zurückbleiben." Allein Deutsch-Ostafrika war etwa doppelt so groß wie unser unzerstückeltes Vaterland.

Welche Form hat nun die Entente gewählt, um uns

Digitized by Google

diesen Wert unter der Hand wegzunehmen, so daß er für uns in keiner Weise mehr in Rechnung gestellt werden konnte? — Man stellte unsere Kolonien unter „Vormundschaft" und erteilte verschiedenen Völkern die Verwaltung in der Form eines Mandats. Damit wurden die Mandatträger: England, Frankreich, Belgien, der Austra-



Faktorei Tinto der Gesellschaft „Nordwestkamerun".

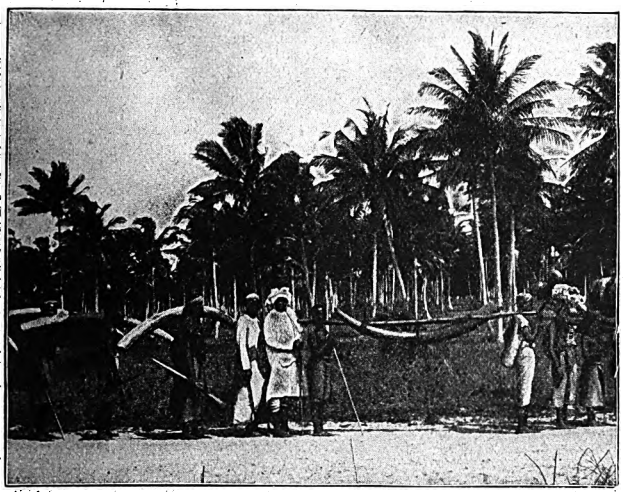
lische Bund, Neuseeland und Japan nicht zu Eigentümern der deutschen Schutzgebiete, sie hatten nur für das „Wohl der Kolonien" zu sorgen.

Vergessen wir nicht, daß der amerikanische Staatssekretär Lansing seinerzeit darauf hingewiesen hat, daß diese Form des Mandats nur gewählt wurde, damit die Verbündeten sich den Wert der Kolonien nicht auf die Kriegsentschädigung anzurechnen brauchten, was im Falle

Digitized by Google

der Aneignung unvermeidlich gewesen wäre! Diesen Händlertrick haben wir uns gleichfalls unvergeßlich einzuprägen. Er beweist, welcher Art die Rechtsgrundlagen sind, durch deren Skrupellosigkeit das deutsche Volk bestohlen und in Not und Elend gebracht worden ist.

Um ein solches Verfahren überhaupt möglich zu ma-



Elfenbeinkarawane.

chen und dabei in den Augen der Welt das „schöne Gesicht" zu wahren, als ob solches Tun gerechtfertigt und selbstverständlich sei, griff man bewußt zur Lüge und gehässigen Verhetzung. Ferdinand Avenarius, der sich um den Nachweis dieser Kampfmethoden große Verdienste erworben hat, schrieb kürzlich im „Kunstwart": „Zur Ergänzung des Kriegsschuldmotivs wählte man zur Völkerverhetzung gegen uns ein zweites Hauptmotiv: die Deutschen seien ein zwischen den Kulturvölkern einge-

Digitized by Google

nisteter ‚Auswurf der Menschheit', der obendrein die Herrschaft über die Erde erstrebe, so daß sich alle Gesitteten gegen ‚boche' und ‚hun' verbünden müßten." Mit diesen niedrigen Mitteln brachte man den Völkern den Glauben bei, für sittliche Ziele zu kämpfen. „Ziel der Ententeregierungen war, ohne gefährdenden Widerspruch ihrer eigenen Massen den Krieg so zu führen und später den Frieden so diktieren zu können, wie das nicht den Völkermassen, wohl aber den Plänen der führenden politischen Machthaber entsprach."

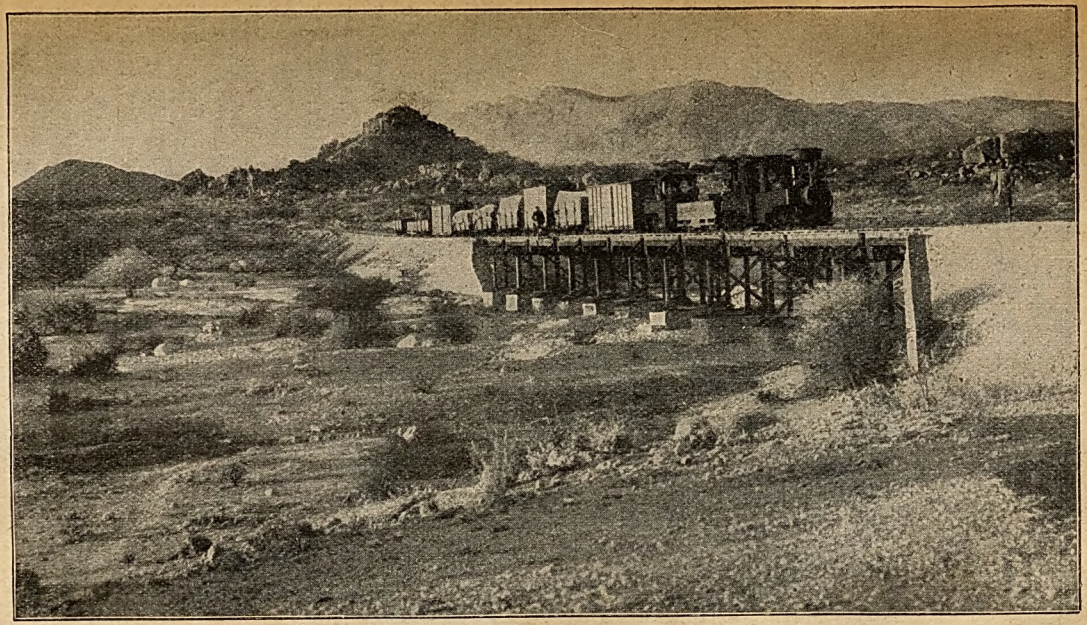
Als man die Stimmung für die Wegnahme des deutschen Kolonialbesitzes in der Presse vorbereitete, erzählte man der entsetzt aufhorchenden Welt Greuelgeschichten, ja man war so schamlos, „authentisches" Bildermaterial abzudrucken, das in Wahrheit aus dem belgischen Kongo stammte.

Endlich konnte in einer Mantelnote des Versailler Friedens behauptet werden, die Mächte hätten sich überzeugt, daß die „eingeborenen Bevölkerungen der deutschen Kolonien starken Widerspruch dagegen erheben, daß sie wieder unter Deutschlands Oberherrschaft gestellt werden". Deutschland habe die Kolonien als Ausgangspunkt „für Raubzüge auf den Handel der Erde verwandt". Man könne Deutschland die „Verantwortung für die Ausbildung und Erziehung der Bevölkerung nicht anvertrauen". Man redete von „grausamen Unterdrückungen, willkürlichen Requisitionen und von verschiedenen Formen der Zwangsarbeit, die weite Strecken in Ostafrika und Kamerun entvölkert haben".

Nach diesen Phrasen folgten andere, nicht weniger verlogene Redensarten: „Das Wohlergehen und die Entwicklung der eingeborenen Völker bilden eine heilige Aufgabe der Zivilisation." Man übernahm feierlichst „Bürg-

Digitized by Google

1923. XIII. S.

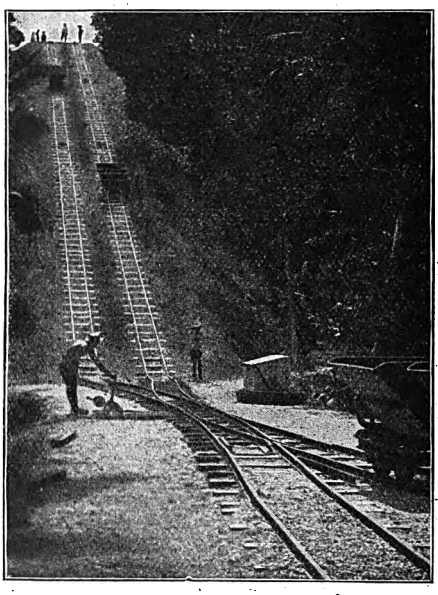


Brücke über einen Regenfluß im südlichen Hererolande.

Digitized by Google

schaften für diese Aufgabe durch Übertragung der Vormundschaft über diese Völker an die fortgeschrittenen Nationen".

Mit dürren Worten: die barbarischen Deutschen hatten sich dieser „heiligen" Aufgabe nicht gewachsen gezeigt. Der Lügenfeldzug war geschlossen und eine krämerhafte Schiebung durchgeführt, die uns um den Sachwert der Kolonien schamlos prellte. Seit dieser schmachvolle Akt vollzogen wurde, sind mehr als zweieinhalb Jahre vergangen. Die fortgeschrittenen Nationen, die nach einer Völkerbundserklärung „auf Grund ihrer Hilfsmittel, ihrer Erfahrung oder ihrer geographischen Lage am besten imstande sind, die Verantwortung einer Vormundschaft auf sich zu nehmen", müssen nun gefragt werden, wie sie ihrer „heiligen Aufgabe" gerecht worden sind, welche Tatsachen für ihre in so hohen Tönen gepriesene Mission zeugen. Wir folgen den erschütternden Klarstellungen des



Drahtseilbahn auf den Phosphatfeldern von Nauru.

Digitized by Google

ehemaligen deutschen Gouverneurs Dr. Heinrich Schnee, der betont, daß bis zu siebeneinhalb Jahre seit der tatsächlichen Besetzung und Verwaltung der Kolonien vergangen sind, von denen ein Teil, die Südseekolonien und Togo schon im Laufe des Jahres 1914, Deutsch-Südwestafrika 1915, Kamerun 1916 und Deutsch-Ostafrika mit dem Waffenstillstand 1918 in den völligen Besitz der alliierten Mächte gerieten.

Übergang über einen Sumpf im Südkameruner Urwald.

Von Deutsch-Ostafrika, das zum überwiegenden Teil an England gefallen ist, und seitdem die Bezeichnung Tanganyika Territory führt, kann nicht behauptet werden, daß es dort gut steht. Der englische Kolonialminister Winston Churchill erklärte im Juni 1921: „Wir haben versucht, das Land mit einer Regierung zu versehen, die nicht hinter der deutschen Verwaltung zurücksteht. Daher ist in diesem Jahre ein beträchtliches Defizit entstanden." Winston Churchill hatte einen Betrag erbeten, der dreißig

Digitized by Google

Millionen Friedensmark entsprach, wovon ihm nur achtzehn Millionen bewilligt wurden. Darauf erwiderte er, er „fürchte, daß in einem oder zwei Jahren die Lage des Tanganyika Territory ungünstig abschneiden wird im Vergleich mit seinem Fortschritt und seiner Prosperität, als es in den Händen unserer früheren Gegner war".

Straße im Bezirk Ebolowa.

Für 1920/21 waren 6600000 Friedensmark nötig, um Defizite zu decken. Vor dem Kriege konnten diese Beträge aus den eigenen Einnahmen Deutsch-Ostafrikas bestritten werden. Nur für die kleine Schutztruppe gewährte der Reichstag 1914 etwas über drei Millionen Mark.

Nicht nur das Schulwesen ist nach den Angaben des englischen Kolonialministers auf eine tiefe Stufe herabgesunken, auch die sanitären und hygienischen Einrichtungen versagten; die Tsetsefliege verbreitet Tierseuchen, die Rinderpest brach aus, und die vor dem Kriege von deutschen Ärzten erfolgreich bekämpfte Schlafkrankheit, die an ihrem Hauptherd erloschen war, hat wieder überhand genommen. Auch die Pocken, die kaum mehr auf-

Digitized by Google

traten, breiteten sich wieder aus. Die Früchte der noch von Robert Koch eingeleiteten Tätigkeit sind dahin. Den Verhältnissen entsprechend wirkten in Deutsch-Ostafrika zahlreiche Ärzte. Nun muß man in England eingestehen, daß es schwer sei, Beamte mit den notwendigen Qualifi-

Deutsch-Ostafrika. Korogwe, diesseits des Panganiarmes gesehen.

kationen zu erhalten. In gehässiger Erregung hat man die Deutschen vertrieben! Die Kolonie ist seitdem kulturell weit zurückgeworfen.

Den Eingeborenen fehlt es an Verdienst; die Steuern sind erhöht worden, und das Land ist so unsicher, daß man auf der Hauptkarawanenstraße mit Bedeckung reisen muß, um von Überfällen durch Eingeborenenbanden einigermaßen sicher zu sein. Im „Common Sense" vom 2. Oktober 1920 schrieb ein Engländer: „Das ganze Ge-

Digitized by Google

biet befindet sich in absolutem Chaos und die Verwaltung ist eine lächerliche Farce.... Das britische Mandat ist somit ein Mißerfolg."

Wie die Stimmung der Eingeborenen beschaffen war, hat man in England schon 1918 gewußt, denn damals berichtete der Administrator Byatt: „Es würde nicht klug sein, eine offene und allgemeine Befragung der Eingeborenen eintreten zu lassen, ob sie englische oder deutsche Herrschaft vorziehen." In den „Times" vom 24. Mai 1921 findet sich der Bericht eines englischen Korrespondenten, der in Ostafrika von den Eingeborenen oft sagen hörte: „Die Worte des Deutschen waren scharf, aber sein Herz war recht. Der Engländer spricht sanft zu uns, aber seine Zunge ist krumm."

Viel schlimmer steht es in den ostafrikanischen Teilen, über die Belgien im Kongostaat die „Vormundschaft" erhalten hat, dort rafft die Schlafkrankheit die Menschen dahin.

Die westafrikanischen Kolonien stehen unter Frankreichs Mandat. Der Handel stockt, die Produktion der europäischen Plantagen und die der Eingeborenen ist zurückgegangen, der Verdienst ging zurück, aber die Steuern wurden wesentlich erhöht. Unter der schönen Bezeichnung „Arbeitspflicht" verlangt man von jedem erwachsenen männlichen Eingeborenen zehn Tage Arbeit. Auch mit der Schule steht es übel. Bei uns wurden 1912 insgesamt einundvierzigtausendfünfhundert Schüler unterrichtet; Frankreich brachte es 1920 auf neuntausend. Wir hatten erkannt, daß bei Eingeborenen in der Schule nur dann Erfolge erzielt werden, wenn der Unterricht in ihrer Sprache erfolgt; Frankreich besteht auf der Verbreitung der französischen Sprache! Wie in Ostafrika steht es auch in Kamerun um das Medizinalwesen und

Digitized by Google

die Hygiene schlimm. Nach amtlichen Berichten fehlt es an Ärzten. Unter deutscher Verwaltung waren an zwanzig Posten siebenundfünfzig Regierungsärzte und Sanitätsoffiziere tätig. Die Schlafkrankheit kam nicht mehr vor. Amtlich bestätigte man in Frankreich: „Es ist absolut

Bali, von den Farmen heimkehrend; Südwestadamaua.

unbestreitbar, daß die Deutschen in Kamerun betreffs ärztlicher Hilfeleistung begonnen hatten, ein großes Werk zu unternehmen, das bereits seine wohltätigen Früchte trug." Es wird gesagt, die Bekämpfung der Schlafkrankheit sei „gigantisch, kolossal" gewesen, aber — „absolut unausführbar". Die Schlafkrankheit kann also weiterhin ihre Opfer fordern. Die Eingeborenen dürfen für Frankreich sogar in Europa sterben, denn dieser Vormund bescherte seinen Pfleglingen die — allgemeine Dienstpflicht. Und der Oberste Rat billigte, daß schwarze Truppen

Digitized by Google

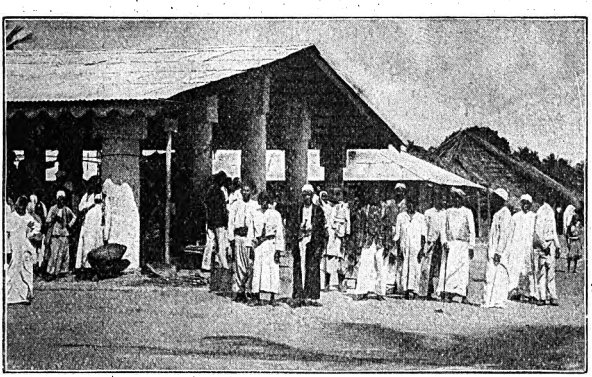
in Kamerun und Togo ausgehoben und gegebenenfalls auch in Frankreich verwendet werden dürfen. Wie fühlen sich nun die Eingeborenen unter solcher „Pflegschaft", die mit großen Tönen als „heilige" Mission der fortgeschrittenen Völker verkündet ward? Am 2. Februar 1919 richteten einhundertsiebzehn auf spanisches Gebiet übergetretene Kameruner Häuptlinge eine Eingabe an den König von Spanien und erbaten seine Hilfe, um unter deutscher Regierung bleiben zu können. Am 19. Juni des gleichen Jahres richteten die Dualaleute aus Kamerun eine Eingabe an die deutsche Nationalversammlung, in der sie Protest gegen die Vergewaltigung der Kolonie erhoben; 1920 wandten sie sich an den Obersten Rat und protestierten gegen die Besitzergreifung durch die Franzosen. So sieht der Segen aus, den der Versailler Frieden den Eingeborenen Afrikas brachte.

Togo, das Musterland unserer Kolonien, das sich seit langen Jahren selbst erhielt, fiel zum Teil unter französische, teilweise unter englische Mandatarschaft. Franzosen haben dort geradezu verbrecherisch gewirtschaftet; der Hauptverwalter und Liquidator, Dusser, entzog sich der Verantwortung durch Selbstmord. Zwei weitere, in diese unsauberen Machenschaften und Schiebereien verwickelte Beamte wurden abberufen. Nach diesen Skandalen wurde in einer französischen Zeitschrift gefragt, wie es nur möglich gewesen sei, daß man eine so große Zahl moralisch minderwertiger Personen für die Verwaltung von Togo auserwählt habe. In Togo sei die gute deutsche Organisation geradezu verwüstet. Auch dort protestierten die Eingeborenen gegen die Übertragung der Kolonie auf Frankreich.

In einem englischen Weißbuch über das Togoland (Kamerun) ist wörtlich zu lesen: „Die deutsche Ver-

Digitized by Google

waltung strebte danach, die Kolonie dadurch so prosperierend wie möglich zu machen, daß sie ihre natürlichen Hilfsquellen nach Kräften entwickelte, und sie tat das mit Erfolg. Sie verstand es weiter, den Bewohnern Achtung für die deutsche Verwaltung einzuflößen, und ihr ganzes Kommunikationssystem war den Landesbedürfnissen bewundernswert angepaßt." Weiter wird gesagt: „Die Teilung



Markthalle der Farbigen in Dar-es-Salam.

des Landes, welche die Eisenbahn ganz im französischen Teile läßt, hat das frühere günstige Kommunikationssystem völlig über den Haufen geworfen. Die Ein- und Ausfuhr hat faktisch aufgehört und die meisten Geschäftshäuser haben geschlossen." So hat man in unserer Musterkolonie „gewirtschaftet"!

Am 18. März führte der Abgeordnete Boisneuf in der Deputiertenkammer aus, daß unter den Eingeborenen militärische Zwangsrekrutierungen vorgenommen werden, und legte unter Beibringung von

Digitized by Google

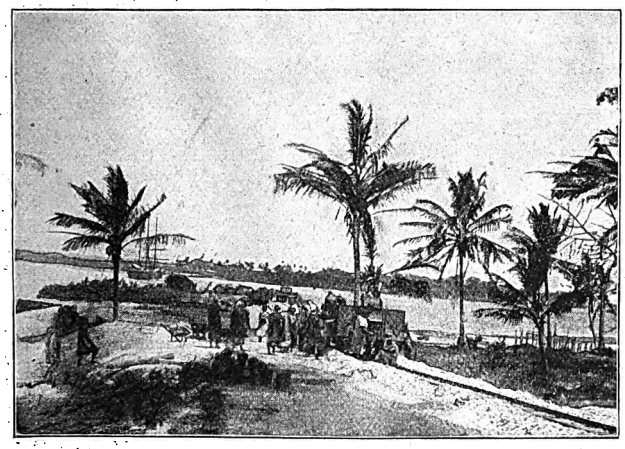
Dokumenten dar, daß die Bevölkerung von Togo in einem wahren Sklavenzustand lebe, obwohl die Sklaverei seit 1848 abgeschafft sei.

Wie begründete man doch in der Versailler Mantelnote die Notwendigkeit, Deutschland die Kolonien wegzunehmen? Man sprach von „grausamen Unterdrückungen, willkürlichen Requisitionen und von verschiedenen Formen der Zwangsarbeit, die weite Strecken in Ostafrika und Kamerun entvölkert haben". So viel Worte, so viele Lügen! Deutschland wurde des Imperialismus bezichtigt. In sämtlichen Kolonien bestanden aber nur kleine Schutz- und Polizeitruppen, die ausschließlich zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung bestimmt waren. Frankreich, als „Vormund" der Eingeborenen und Erfüller einer „heiligen Zivilisationsaufgabe", führt die allgemeine Dienstpflicht in Kolonialländern ein, vollzieht dort Zwangsrekrutierungen und gedenkt trotz Artikel 22 der Völkerbundsatzung Schwarze nach Europa zu schaffen. Es verwahrlost die Schulbildung, vernachlässigt die ärztliche und hygienische Hilfe, wirtschaftet schlecht und bringt die seiner Obhut anheimgestellten Menschen in jeder Hinsicht herunter. Die uns vorgeworfene „Entvölkerung weiter Strecken in Ostafrika und Kamerun" wird aus Mangel an ärztlicher Hilfe erst jetzt zur grauenvollen Wahrheit.

Wie es im Kongo aussieht, erfuhren wir durch einen Aufsatz Dr. Gotheins. Er verwies auf Material, das ein bekannter belgischer Tropenarzt, Dr. Locus, in einer der größten Zeitungen Belgiens, der in Antwerpen erscheinenden „Neptune" vom 21. April 1922 veröffentlichte. Doktor Locus erklärte, „tief bewegt zu sein, da die Lage vom medizinischen Standpunkt äußerst beklagenswert sei". Er hält „die Zukunft der Kolonie für sehr düster,

Digitized by Google

wenn man zögere, energisch vorzugehen". Vor allem müsse man die erschreckende Entvölkerung bekämpfen, die in erster Linie von der Malaria herrühre, von der achtzehn Millionen Neger infiziert seien. Die Sterblichkeit daran sei, zumal die Krankheit durch Komplikationen verschärft werde, erschreckend....



Die Usambarabahn: Auf offener Strecke.

Im ganzen Kongostaat gibt es gegenwärtig zwei Chirurgen, die zudem schlecht bezahlt sind, weil man sparen will. Fast alle Ärzte sind Ausländer, weil die belgischen in der Heimat viel mehr verdienen. Doktor Locus warnt vor dieser falschen Sparsamkeit, warnt vor der Illusion, daß der Kongostaat jemals von Weißen bewohnt sein könnte, da sie das Klima nicht zu ertragen vermögen. Die privaten Unternehmungen errichteten Hospitäler für ihre weißen Angestellten und bezahlten die Ärzte besser; der Staat aber vernachlässige seine Pflichten. Man würde die einheimische Bevölkerung erhalten

Digitized by Google

können, wenn man das Trägerwesen unterdrückte; aber dann müßte der Staat Wege und Bahnen bauen. Man muß für Ärzte sorgen, oder die Kolonie ist verloren."

Eine vernichtendere Kritik des belgischen kolonialen Sanitätswesens ist kaum denkbar. Man weiß, daß das französische auf keiner besseren Stufe steht. Die von Deutschen geleistete Kulturarbeit ist nicht einmal annähernd fortzuführen, weil es an den geeigneten Kräften und an Mitteln fehlt.

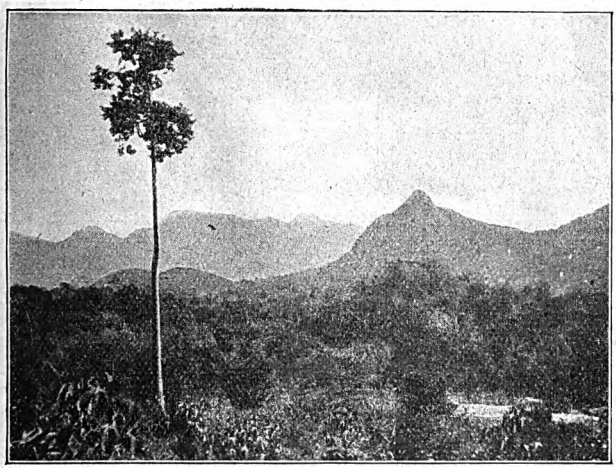
So ist es um die „Vormundschaft" der höher als Deutschland „fortgeschrittenen" belgischen Nation bestellt, deren Kolonialbesitz schon vor 1914 über achtzigmal größer war als das Mutterland. Woher sollen da die Ärzte, die Hygieniker kommen?

Aber es gibt noch andere Klagen. In der Sitzung des Völkerbundes vom 21. September 1921 klagte der indische Abgeordnete Svinavasa Sastri darüber, daß in den Mandatgebieten Rassenunterschiede gemacht werden, und daß die Eingeborenenbevölkerung einem harten und demütigenden Regime unterworfen sei. Er sagte wörtlich: „Wir müssen daran erinnern, daß in diesen Gebieten und besonders in Westafrika die Deutschen nicht die bedauerlichen Unterschiede zwischen den Rassen gemacht haben."

Zu deutschen Südseebesitzungen gehörte die Phosphatinsel Nauru, über die sich England das Recht der „Vormundschaft" sicherte, während es andere Teile Neu-Guineas Australien, Neuseeland und Japan überließ. Englands zärtliche Sorge für die vierzehnhundert Eingeborenen dieser Insel ist geradezu ein rührender Beweis vormundschaftlicher Selbstverleugnung. Der Brite schafft sich ein Phosphatmonopol, selbst auf die Gefahr hin, daß seine Mündel darüber verhungern sollten. Eng-

Digitized by Google

land hat einen guten Magen, es hat größere Massen von Menschen verdaut und ist von Indien her an das hilflose Sterben von Millionen gewöhnt. Im englischen Parlament brandmarkte der liberale Abgeordnete Mosley das Verfahren auf Nauru mit den Worten: „Wir errichten auf dieser Insel ein Monopol nach Art der schlimmsten



Szenerie aus dem Sgonda-Lukindo, Ost-Usambara.

Zeiten des beutegierigen Imperialismus. Diese christianisierte Bevölkerung wird unter unsere Obhut nur gebracht zum Zwecke der Ausbeutung ihrer natürlichen Hilfsquellen und des Diebstahls — ich kann kein anderes Wort gebrauchen — des Diebstahls der Bodenschätze dieser Insel."

Aber auch England wahrt die heiligen Güter der Zivilisation.

Die Neuseeländer sind die Nachkommen alter englischer Kolonisten. Sie erhielten das Mandat über die

Digitized by Google

„Perle der Südsee", Samoa. Wie erging es nun den vierunddreißigtausend liebenswürdigen Menschen dieser Inselgruppe, die sich unter deutscher Verwaltung wohl befanden? Ein Viertel der Bevölkerung ist von einer Seuche, gegen die man nichts unternahm, weggerafft worden. Diese Vormünder sorgten für keinen Ersatz der chinesischen Arbeiter in den Plantagen, ließen die wohlgepflegten Anlagen verkommen und von Schädlingen zerstören.

Samoa hatte sich unter deutscher Fürsorge seit Jahren selbst unterhalten und befand sich seit dem ersten Kriegsjahr in fremder Hand. Die Deutschen vertrieb man, die Zahl der Beamten wurde zweieinhalbmal vermehrt und mit welchem Erfolg? Am 5. Juli 1921 gelangte eine Eingabe aus Samoa an den neuseeländischen Minister Lee, worin es heißt: „Die Einwohner, sowohl Europäer wie Eingeborene, sind jetzt mehr denn je von dem Zustand der Dinge in Samoa angeekelt, wir bitten Sie daher dringend, die äußersten Anstrengungen zu machen, um das ständige Hintreiben des Landes auf den Bankrott zu verhindern." Weiterhin wird gesagt: „Neuseeland hat keinen Respekt vor den Samoanern." Das ist das traurige Schicksal dieses Volkes, das in einem Südseeparadies lebte. Das Versagen menschlichen Anteils, von Recht und Ehre zu schweigen, ist umso größer, als das samoanische Volk nach Schnees Worten „das einzige unter deutscher Herrschaft lebende Volk ist, das über eine ausreichend geistige Kultur und Bildung mit einer Art parlamentarischer Einrichtung verfügt und imstande ist, nach dem Vorbild europäischer Nationen durch Proteste und Petitionen ihrer berufenen Vertreter seinen Empfindungen und Wünschen Ausdruck zu verleihen". Es ist ein schwerer Vorwurf, den die Samoaner erhoben, als

Digitized by Google

sie aussprachen: „Gegenwärtig befragt die Regierung nicht die Samoaner, wie früher in irgendwelchen Dingen, wie dies dem Vertrag der drei Mächte (Berliner Vertrag) gemäß ist.“ Ausdrücklich wird bemerkt, daß dies „früher geschehen ist“. Das war allerdings noch üblich unter deutscher Herrschaft, einer Nation, die nach den lügenhaften, gleißnerischen Worten der Entente nicht zu den „fortgeschrittenen“ Nationen zählte.

Es ist empörend, wie unter der Mandatwirtschaft über-

Ost-Usambara: Sigibrücke bei Lunguſa.

all gesündigt worden ist. Mit Recht schreibt der ehemalige deutsche Gouverneur Schnee: „Die Fiktion einer Vormundschaft, bei der der Vormund zwar nicht für das Wohl des Mündels sorgt, wohl aber die Vermögenssubstanz des ihm anvertrauten Gutes sich aneignet, ohne dafür zu bezahlen, kann unmöglich auf die Dauer aufrecht erhalten werden.“ Und weiter: „Die Alliierten haben sich unter dem Deckmantel der ‚Vormundschaft‘ über unsere Kolonien größere Aktiva angeeignet, als sie jemals als Reparation zu erhalten hoffen können. Unter der

Digitized by Google

Mandatsherrschaft liegen diese Werte brach, während Deutschland darbt und hungert und wirtschaftlich nicht wieder hoch kommen kann. Wenn der Entente wirklich daran liegt, daß wir ökonomisch wieder leistungsfähig werden, so muß sie uns unsere Kolonien zurückgeben. Nur auf der Grundlage eigenen Kolonialbesitzes können wir uns wieder zu wirtschaftlichem Gedeihen emporarbeiten."

Die unbedingte Herrschaft der bewußt geübten und verbreiteten Lüge ist zwar noch nicht endgültig vorbei, aber es beginnt doch da und dort in der Welt eine Ahnung davon aufzudämmern, mit welch verrückten Mitteln planvoll gearbeitet worden ist, Deutschland unter den Völkern des Erdballs herunterzuhunzen, verächtlich und unmöglich zu machen. In England befürchtete man schon 1918, daß es unklug sei, die Eingeborenen zu befragen, ob sie die englische der deutschen Herrschaft vorziehen würden. Nach den offenkundigen Mißerfolgen der angeblichen Vormundsfürsorge, die in Wahrheit ein schwer wieder gut zu machendes, schreiendes Unrecht war und ist, dürften wohl alle Mandatare ihr blaues Wunder erleben. An uns ist es nun, gegen die furchtbare und schamlose Heuchelei vorzugehen, daß wir unsere Kolonien schlecht verwaltet hätten und deshalb unwürdig seien, Schutzgebiete zu besitzen. England besitzt Kolonien, die das Mutterland an Umfang fast um das Hundertdreißigfache übertreffen. Ein Viertel der Erde ist ihm untertan. Frankreich verfügt über einundzwanzigmal mehr Kolonien als die Fläche seines Bodens beträgt. Belgiens Kolonialbesitz war schon vor 1914 einundachtzigmal so groß wie das Mutterland.

Bei uns verelenden tüchtige Hygieniker und Ärzte, und den „Vormündern" der Eingeborenen sterben die ihnen

Digitized by Google

Anbefohlenen an Seuchen dahin, weil die Mandatare nicht imstande sind, ihnen geeignete Hilfe zu schaffen. Solche Zustände sind, rein menschlich betrachtet, eine Schande, ja ein Verbrechen, ganz abgesehen von den schweren Folgen volkswirtschaftlicher Art, die alle Nationen der Erde fast gleich hart und einschneidend treffen. Wie Gothein schrieb, ist es von allem aber das Furchtbarste an dieser Heuchelei des schamlosen Versailler Friedensvertrages, daß darüber die Bevölkerung des schwarzen Erdteils an Volksseuchen und im Elend zugrunde geht, wogegen erfolgreiche Hilfe möglich wäre. Und das alles vollzog und vollzieht sich im Namen der Menschlichkeit.

Der Kampf gegen die Lüge darf nicht ruhen. Die Völker müssen von diesem Fluch erlöst werden. Sonst werden sie noch alle an ihm zugrunde gehen.

Zur Schuldlüge

„Die Deutschen haben eine Rechtslage, die, angemessen vertreten, alles zum Schwingen bringen muß, was an Gefühl für Moral der Welt noch verblieben ist."

E. S. Morel in „Foreign affaires", Juniheft 1923.

„Oh, weh der Lüge! Sie befreiet nicht
Wie jedes andre wahr gesprochne Wort
Die Brust. Sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott
Gewendet und versagend sich zurück
Und trifft den Schützen." Goethe.

Digitized by Google

Künstliche Paradiese

Von Albin Gönewald / Mit 13 Bildern

Es gibt gewisse Genußmittel, die, wie Tabak, Hanf und Opium, geraucht werden. Sie unterscheiden sich von anderen aber darin, daß sie auch gekaut, gegessen oder sonst in irgendeiner Form direkt genossen werden. So wird ein trinkbarer Aufguß nicht nur von Teeblättern gewonnen. Sich vom eingeatmeten Dampf verbrannter Hanfkörner berauschen zu lassen, war früh bekannt, wie dies Herodot von einem Volk des Altertums berichtet. Er erzählt von den Massageten: „Wenn sie die verbrennende Frucht riechen, die sie ins Feuer geworfen, werden sie trunken von dem Geruch, wie die Hellenen vom Wein, und je mehr sie hineinwerfen, je trunkener werden sie, bis sie sich erheben und anfangen zu tanzen und zu singen." Ein späterer Schriftsteller nennt ein anderes Volk, bei dem die gleiche Frucht verbrannt und der Rauch eingeatmet wird. Und er sagt: „Das bewirkt bei ihnen eine Heiterkeit, die der Trunkenheit ähnelt." Das Hanfrauchen, der Haschischgenuß, ist unter den Bekennern des Islams weit verbreitet, und die Pflanze hat ihren Reichtum an narkotisch wirkenden Stoffen offenbar erst durch lange Kultur erhalten. Das Wort Haschisch bedeutet „Kraut", das „berühmte Kraut". Nach C. Hartwich ist die Wirkung des Hanfes in seinen verschiedenen Zubereitungen zweifellos stark erregend, im Gegensatz zur mehr beruhigenden Wirkung des Opiums, das aus dem „Schlafmohn" (Papaver somniferum L.) gewonnen wird. Diese ganze Pflanze ist von einem System von Milchsaftschläuchen durchzogen, die an der Außenseite der Gefäßbündel

Digitized by Google

Haschischraucher. Nach einem Gemälde von J. Taupin.

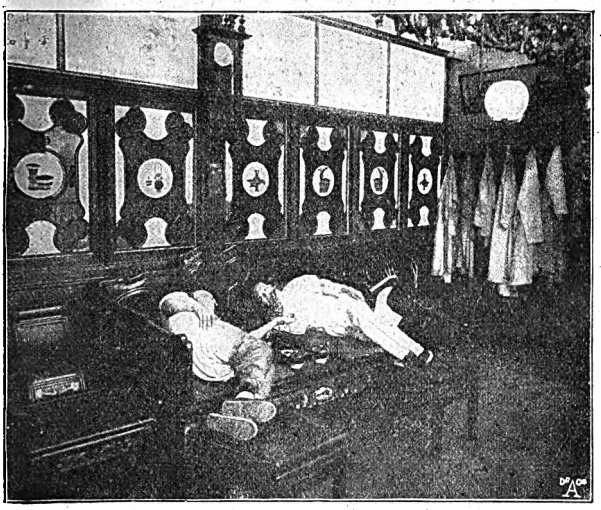
Digitized by Google

liegen. Ihr Inhalt, den man durch Anschneiden der Kapseln austreten läßt, ergibt im getrockneten Zustand das Opium, das zum Rauchen allerdings noch besonderer und ziemlich umständlicher Zubereitung bedarf. Gleich dem Hanf ist auch der Mohn eine alte Kulturpflanze. Griechen und Römer, denen die giftige Wirkung des Opiums bekannt war, benützten es zu Heilzwecken. Als Genußmittel war es im sechzehnten Jahrhundert in den mohammedanischen Ländern weit verbreitet und beliebt. In China, wo Opium seit dem siebzehnten Jahrhundert zum Volksgift geworden ist, scheint es in früherer Zeit nicht geraucht, sondern getrunken und gegessen worden zu sein, wie das auch in mohammedanischen Ländern her-

In dem Napf in der Hand des Mannes befindet sich der Ertrag an Opiumsaft von etwa einem halben Morgen Land, innerhalb drei Stunden gesammelt. Wenn dieselbe Bodenfläche mit Reis angepflanzt würde, könnten große Mengen dieses wichtigen Nahrungsmittels geerntet werden.

Digitized by Google

kömmlich war. In Persien rauchte man vor dem Bekanntwerden des Tabaks Hanf; es ist anzunehmen, daß man dort eine Form fand, Hanfharz zum Rauchen herzurichten, und dann dazu gelangte, auch das Opium in gleicher Weise zu genießen. Ein Opiumrauchverbot wurde



Ein reich ausgestatteter Opiumrauchraum in San Franzisko.

in China nach dem Jahre 1628 erlassen. Die schmachvolle Rolle Englands, die zu schwerer Verseuchung der Bevölkerung Chinas führte und zu dem in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts erklärten Opiumkriege den Anlaß bot, ist bekannt*.

Das Bedürfnis nach allerlei Genußmitteln ist über die

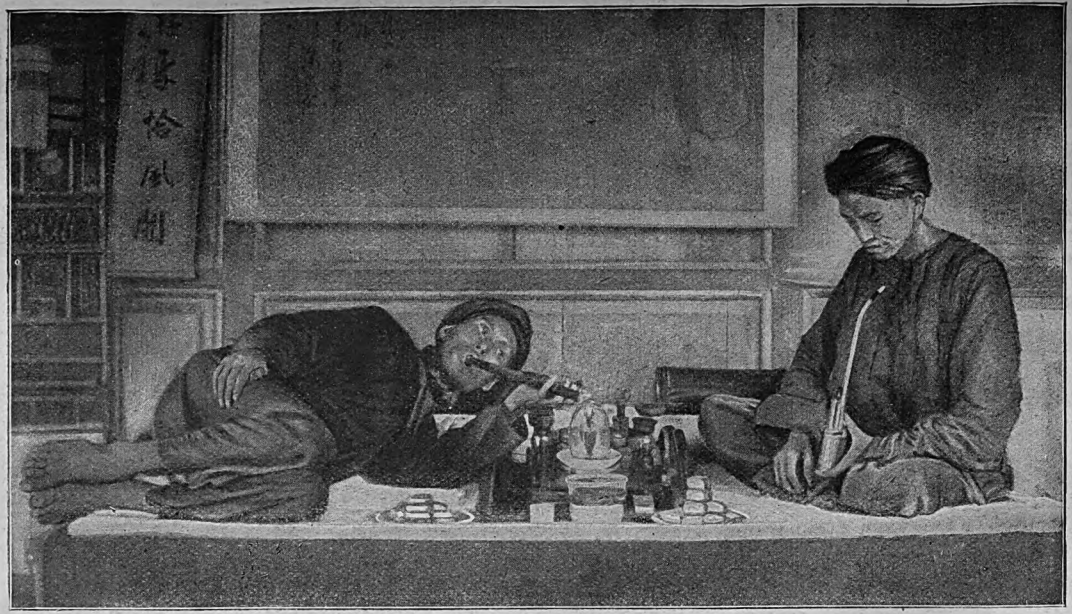
* Vergleiche: „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1917, Band 12: Paul Dürvelt, Englands verbrecherischer Handel mit Gift. Seite 110 bis 129.

Digitized by Google

ganze Erde gleichmäßig verbreitet. Verschieden sind aber die Stoffe, aus denen sie gewonnen werden, die Art, solche zuzubereiten und zu verbrauchen. Viele dieser Mittel sind örtlich beschränkt, einige haben sich von einem oder wenigen Punkten über die ganze Erde verbreitet; manche gelangten, trotz aller intimen Berührungen der Völker untereinander, entweder gar nicht oder in beschränktem Maße in andere Kulturkreise. Darüber hat man sich oft gewundert, und die Gründe zu erforschen gesucht, doch ohne besonderen Erfolg. So warf Heinrich Schurtz in seiner Urgeschichte der Kultur die Frage auf: „Warum haben Betelkauen und Kawatrinken ein so beschränktes Gebiet, das sich nicht vergrößert? Warum verschmähen Semiten, deren Neigungen Mohammed in Gesetze faßte, den Alkohol, lieben aber Kaffee und Tabak? Wie kommt es, daß man in Europa Kaffee-, Tee- und Schokoladenländer unterscheiden kann? Warum erlag der Ostasiate dem Opium, das sich in Europa nicht einbürgert, warum wird Hanf nur in einem besonders scharf umschriebenen Gebiet benützt? Die Gewohnheit, die für die einmal vorhandenen nationalen Genüsse eine Art erblicher Neigung entstehen läßt, kann diese Erfahrungen ebensowenig vollkommen erklären, wie das Klima oder das alte Gesetz, wonach das Bessere der Feind des Guten ist, daß also Alkohol über Kawa oder Opium siegt. Es müssen feinere, im letzten Grunde freilich auch aus örtlichen Zuständen sich ergebende Stimmungen der Seele sein, die hier ihren Einfluß äußern."

Leicht könnten noch weitere Fragen gestellt werden, auf die jedoch zuletzt keine bessere Antwort gegeben zu werden vermöchte. Wollte man von der Wirkung ausgehen, die verschiedene Genußmittel hervorbringen, und weshalb man sie gebraucht, so wären damit wohl neue Gesichts-

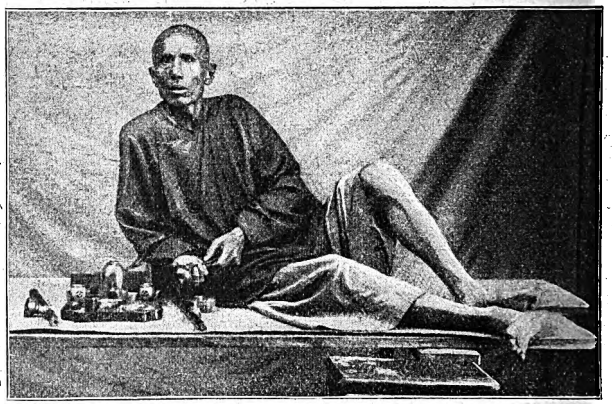
Digitized by Google



Zwei Opiumraucher. Der eine entzündet eben seine Pfeife an einer Spiritusflamme.

Digitized by Google

punkte gegeben, eine besonders aufschlußreiche und vor allem unzweideutige Einsicht in diese problematischen Gebiete ließe sich aber auch dadurch kaum gewinnen. Um das deutlicher hervortreten zu lassen, muß betont werden, daß es, wie bei anderen Anlässen, auch in diesen Fällen durchaus nicht das gleiche ist, wenn zwei dasselbe tun. Wenn ein armer, geschundener Kuli in China im Opium-



Opiumraucher, der das Rauchgerät zum Gebrauch herrichtet.

genuß sein Elend zu vergessen und in Träumen der nüchternen Gegenwart zu entrinnen sucht, so ist wohl die physiologische Wirkung des eingeatmeten Rauches die gleiche wie bei einem Europäer, nicht aber die Art der Phantasien, die den Menschen in einem und im anderen Falle berücken. Die Entzückungen der „künstlichen Paradiese" müssen, je nach dem Grad der Kulturstufe der Menschen, verschieden sein. Damit geht schon ein Teil des Zaubers verloren, der von den Worten Opium und Haschisch ausgeht; es liegt also nicht etwa in der „Natur" des einen oder anderen Genußmittels, daß es besondere,

Digitized by Google

ein für allemal gleichartige Phantasien hervorruft. Die Wirkungen auf die Organismen sind bei allen Menschen, gleichviel welcher Rasse, dieselben; der Mediziner ist imstande, die Bestätigung dafür zu bieten. Die Grade der Exaltation und der Inhalt der Träume müssen nach dem Bildungs- und Kulturgrade der Menschen verschieden sein. Ein Ostasiate wird im Opiumrausch nie Musik zu

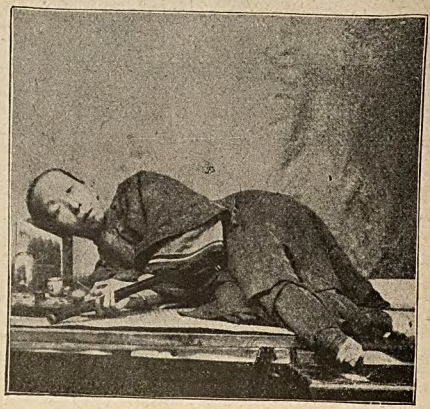
Chinesen in einer Opiumhöhle zu San Franzisko im ersten Rauschzustand.

hören glauben, die auch nur entfernt europäischen Charakter haben könnte. Was ihm wesensfremd ist, kann ihn auch in seinen Rauschzuständen niemals erregen. Sehnt er sich im Rausch nach Liebe, so wird in seinen Träumen ihn nur eine schlitzäugige Schönheit beglücken, und der arabische Haschischraucher wird im gleichen Falle von Houris seines Stammes träumen. Ausnahmen würden die Regel bestätigen.

Alle Ferne reizt zu Träumereien, das erleben wir wieder einmal recht einprägsam, wenn man beobachtet, wie viele und wie schlechte Bücher über das „geheimnisvolle"

Digitized by Google

Chinesische Opiumraucher. Man beachte den stumpfen Gesichtsausdruck des älteren Mannes.

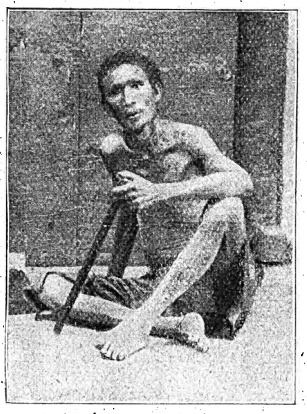


Opiumraucher in jüngeren Jahren.

Indien und den fernen Osten geschrieben und gekauft werden. Indien im Film als „Schlager" ist bekannt. C. Hartwich fand 1911 bei seinen geschichtlichen Forschungen über das Opium nichts von dem „geheimnisvollen Schleier, der die Entdeckung mancher Genußmittel umhüllt. Bemerkenswert ist, daß es trotzdem für viele damit umgeben ist, wohl wegen der Wirkungen, die man ihm, meist unberechtigt, zuschreibt, und weil China, wo man es bis vor nicht langer Zeit ausschließlich benützte, am anderen Ende der Erde liegt. So kann man es wohl erklären, daß exzentrische Schriftsteller sich

Digitized by Google

gern mit ihm beschäftigen. Eine Symphonie fantastique von Hektor Berlioz behandelt die Vorstellungen eines jungen Mannes, der aus Liebeskummer versucht hat, sich mit Opium zu vergiften."



Ein armer Kuli mit der Opiumpfeife.

Poeten und auch andere Schwarmnaturen lieben zu übertreiben, und viele Leser lieben derartige Übertreibungen, wenn sie auch hinterher ärgerlich sind, der bloßen Sensation zum Opfer gefallen zu sein. In solch unwahrhaftigen Darstellungen ruht aber leider auch ein verlockendes Element, sich leichtfertig in Gefahren zu begeben, in denen man umkommt. Da ist eine Zurückführung auf das Wesentliche der in ihren Wirkungen so romantisch geschilderten Genußmittel wie Haschisch und Opium wohl einmal angebracht. Und zwar umso mehr in einer so tiefaufgewühlten Zeit wie die unsere, in der so viele Menschen der trüben Gegenwart, wenn auch nur in flüchtigen Stunden des Vergessens, entrinnen möchten.

Opiumraucherin.

So bemerkt C. Hartwich ausdrücklich vom Haschisch-

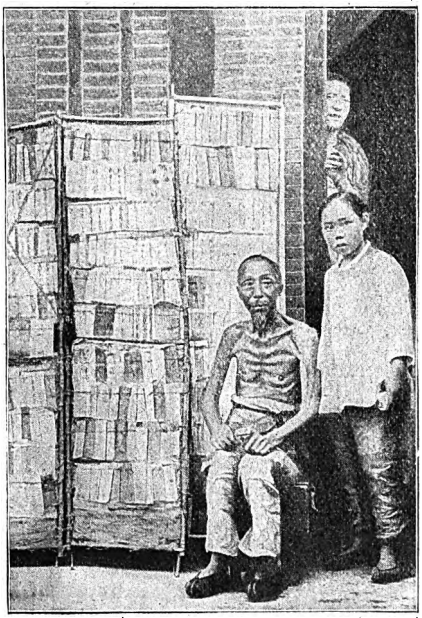
Digitized by Google

rauchen: Es ist nicht richtig, daß dabei Halluzinationen und Wahnvorstellungen auftreten, wie so oft behauptet wird, als solche, die von der Umgebung völlig verschieden sind, vielmehr knüpfen die Vorstellungen stets an die augenblickliche Umgebung von Gegenständen, Farben, Tönen an, sie allerdings vergrößernd, verzerrend, verfeinernd, je nachdem. Der Hanf ist kein Neuschöpfer, sondern nur ein Vergrößerer. Jeder äußere Eindruck von angenehmer Art wird vergrößert, jeder unangenehme herabgemindert. Schwierigkeiten, vor denen der Haschischraucher oder -esser steht, zu überwinden, erscheint eine Kleinigkeit. Beschränkungen von Zeit und Raum verschwinden, es scheint, als ob eine lange Zeit unter den angenehmsten Eindrücken vergangen sei, während es vielleicht nur eine Viertelstunde war. Der Gedankenlauf kann durch die leiseste Veranlassung unterbrochen werden. Ein Wort, eine Gebärde genügt zuweilen, um die Gedanken nacheinander auf eine Menge der verschiedenartigsten Dinge zu richten. Der Geist empfindet einen Stolz, welcher der eingebildeten Erhöhung seiner Fähigkeiten entspricht, die, wie er glaubt, an Energie und Kraft zugenommen haben. Ernst von Bibra, der 1855 ein Buch über die narkotischen Genußmittel schrieb, hatte, nachdem er Haschisch genommen, zufällig ein weißes Tuch in der Hand und erblickte in den Falten allerlei Figuren, die er durch erneutes Falten vielfach modifizieren konnte. Aber nicht immer gelingt es dem Haschischgenießer, beliebig neue Vorstellungen, von denen er besonderen Genuß erhofft, hervorzurufen. So blieben Versuche, die Bibra anstellte, die Wirkung zu ändern, indem er kunstvolle Miniaturen betrachtete oder in einem seiner Lieblingschriftsteller las, erfolglos. Die ganze Narkose ist nicht tief, und mit nicht zu großer Anstrengung gelingt

Digitized by Google

es, sich für einige Zeit in normalen Zustand zu versetzen. Allmählich steigt der Zustand im allgemeinen an und der Haschischesser wird in einem Chaos wilder, untergeordneter Gedanken und Vorstellungen herumgewirbelt, aus dem er sich herausſehnt, je länger die Wirkung gewährt hat, mit umso geringerem Erfolg.

Einige Beinamen, die der Hanf im Orient führt, sind bezeichnend: „Mehrer des Vergnügens", „Erreger der Begierde", „Gelächtererwecker". Aus manchen Berichten geht hervor, daß der Genuß dieſes Mittels anfänglich heiterstimmt. Ein Amerikaner, der 1854 in Damaskus eine große Menge Haschisch genoß, schilderte seinen ersten Zustand als von geistvollster Lustigkeit, Leichtigkeit und schärfster Wahrnehmung für alles Lächerliche beseelt. Er befand sich auf einer Pyramide, die aus lauter



Chinesischer Opiumhändler, der nebenbei medizinische Bücher verkauft. An seinem zum Skelett abgemagerten Körper sieht man die deutlichen Spuren des Opiumgenusses.

Digitized by Google

Tabakblättern erbaut war, und fand das außerordentlich belustigend. Dann fuhr er in einer Barke von Perlmutter und Juwelen über Tausende von Meilen durch echten Goldsand der Wüste! Er sah einen Regenbogen mit Edelsteinen besetzt und fühlte sich als „Herr des Alls, als Erbe der ganzen Schöpfung"! Die wenigen Minuten dieser Vision dehnten sich zu Jahren des Entzückens. Ein Freund dieses Amerikaners, der offenbar weniger heftiges Verlangen nach Reichtümern in sich fühlte, und der gleichfalls Haschisch genommen hatte, begann plötzlich zu lachen und rief: „Ich bin eine Lokomotive!" Stundenlang pustete er den Atem wie Dampf aus, drehte fortwährend die Arme, wie die Kurbeln an den Maschinen, indem er beständig im Raum hin und her lief. Nach fünf Stunden, um Mitternacht, stellten sich die furchtbarsten Wirkungen ein. Das Blut tobte und quoll dem „Herrn des Alls" aus den Ohren. Er litt die „entsetzlichste Todesqual. Der letzte Rest des Willens, gegen den Wahnsinn zu kämpfen, schwand und ich warf mich verzweifelnd aufs Bett. Nur durch Reisen und Bäder konnte ich langsam mein zerrüttetes Nervensystem wieder herstellen". Der „Lokomotive" bekam der Versuch nicht besser.

Bei dauerndem Genuß von Haschisch tritt die schädliche Wirkung auf den Organismus und besonders des Nervensystems unverkennbar zutage. Der Forschungsreisende Oskar Lenz hatte wiederholt Leute im Dienst, die diesem Laster frönten. Anfangs waren es die besten und willigsten Menschen, bis zu dem Augenblick, wo sie Kif — wie dort das Hanfrauchen genannt wird — rauchen mußten. Das ist das Schlimme, daß, wenn sich jemand an den Kif gewöhnt hat, er sich nicht mehr davon entwöhnen kann und von Zeit zu Zeit seinen Kif rauchen

Digitized by Google

muß. Bei den meisten äußert sich der Rauschzustand in ausgelassener Fröhlichkeit, in der sie die kindischsten und unsinnigsten Sachen treiben. Auf der Strecke zwischen Tanger und Fâs hatte Lenz einen Pferdetreiber, der für gewöhnlich ganz brauchbar war, im Kifrauchen aber äußerst verstockt und halsstarrig sich gebärdete. Anfangs kam immer das blöde Lachen; das erregte den Spott der Leute, die ihn hänselten, worauf er streitsüchtig wurde, die Arbeit versagte, sich auf die Erde warf, so daß ihn die Genossen mit Gewalt weiter treiben mußten. Als er sich überwältigt sah, fing er an zu weinen, jammerte über seine Verworfenheit und suchte sich, an einem Lagerplatz angekommen, einen stillen Platz, wo er seinen Rausch ausschlief. Am folgenden Tag war er noch verstört, tat aber doch willig seine Arbeit, bis nach vier oder fünf

Eine chinesische Spezialhandlung von medizinischen Mitteln zur Entwöhnung vom Opiumgenuß. Sie sollen die Unglücklichen, die dem Laster ergeben sind, befähigen, sich von der verderblichen Angewohnheit zu befreien, was jedoch fast nie erreicht wird.

Digitized by Google

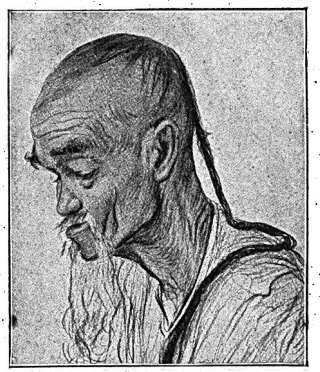
Tagen sich derselbe Vorgang wiederholte. Solche Leute sehen körperlich alle mehr oder weniger heruntergekommen aus. Der Kif hat entschieden einen aufreizenden Einfluß, und Leute, die schwere Arbeit verrichten, werden dadurch wohl augenblicklich lebhaft angeregt, wie bei uns die Branntweintrinker; die übeln Folgen stellen sich erst nachher ein. So hat auch H. Brinker den Einfluß des Hanfrauchens auf die Hottentotten als im höchsten Grade zerrüttend geschildert; es stumpft den Geist ab, wirkt verheerend auf die Leibeskräfte. Da Männer und Frauen dem Laster verfallen sind, sagte Brinker den schnellen und unaufhaltsamen Verfall des gesamten Hottentottengeschlechtes voraus.

Auch Hartwich bezeichnet den gewohnheitsmäßigen Hanfgenuß als gefährlich in seinen Folgen. Die Haschischgenießer gelten als unzuverlässig und in ihren Geschäften waghalsig, sie sind im Wesen unstet und hastig, wodurch sie trotz äußerer Höflichkeit und Geschmeidigkeit dem Kundigen leicht auffallen. Man hütet sich, mit ihnen Geschäfte zu machen.

Im wesentlichen gilt vom Opium alles über die Hanfwirkung gesagte. Der Genuß regt das Denken an, die Ideen folgen einander rasch, überstürzen sich und sind, wie dies dem Berauschten ja auch sonst erscheint, von erstaunlicher Klarheit. Der Grund liegt aber nur im Mangel besonnener Kritik und klaren Urteilsvermögens, das eben im Rausch ausgeschaltet ist. Gleichviel welcher Art die Gedanken sein mögen, die den Opiumberauschten beschäftigen, ob sie die Gegenwart umfassen oder die Zukunft betreffen: sie lassen kein Hindernis in ihrer Entfaltung zu, es gibt keine Schwierigkeiten, die Hemmungen sind vernichtet, Gefahren beseitigt, die Leiden überstanden. Die Bilder werden so lebhaft, steigern sich bis zur Vision

Digitized by Google

und dann hört und fühlt der Raucher alles, was er träumt. Neben dieser erregten Gehirntätigkeit nimmt die allgemeine Empfindungsstärke ab, sie ist abgestumpft; sämtliche Organe sind fast fühllos, das Muskelsystem ist beinahe gänzlich erschlafft. Der Raucher liegt regungslos mit starrem Blick und geöffnetem Mund da; das Gesicht ist farblos, die Züge haben den Ausdruck hingerissener Beschaulichkeit. Er sieht, hört und fühlt nicht mehr; man rührt ihn an, er bewegt sich nicht; man ruft ihm seinen Namen ins Ohr, aber kein Zeichen verrät, daß er den Ruf vernommen hat.



Alter chinesischer Opiumraucher, dessen erschlaffte, stumpfe Gesichtszüge deutlich die verheerenden Wirkungen des jahrelang in ständig steigenden Mengen genossenen Giftes zeigen.

Dieser Zustand kann bei einem Gewohnheitsraucher nur dann eintreten, wenn er eine große Anzahl Pfeifen geraucht hat. Bei Anfängern bildet sich ein eigenartiger Zwischenzustand, der in Überreizung des Gehörs ohne merkbare Verringerung der äußeren Empfindlichkeit besteht. Lebhafte Gespräche werden geführt, aber dann führt diese Gehirnüberreizung zu auffälliger Abspannung und nach kürzerer oder längerer Zeit, je nach der Menge des verschluckten Giftes, tritt unüberwindlich tiefer Schlaf ein.

Leidenschaftlicher Opiumgenuß ruiniert die Kräfte des Körpers, raubt die Eßlust, hemmt die Verdauung und endet früher oder später merklich mit leiblichen und gei-

Digitized by Google

stigen Verfallserscheinungen. Die Funktionen des Gehirns trüben sich und erlöschen, die Augen erlöschen und sinken ein, die Wangen werden hohl, die Haut pergamentartig leichenblaß, der Raucher wird zum Skelett, zur häßlichen Mumie und stirbt schließlich an der Schwindsucht. So lebt er ein erbämliches Dasein, zwischen wirklichem Elend und geträumter Glückseligkeit. Das Ende ist trostloser Verfall in hoffnungslosem Siechtum und Stumpfsinn. Und wie jämmerlich mag dies in der Betäubung entstehende Glücksgefühl sein! Ist es doch nur zu selbstverständlich, daß die oft so übertrieben geschilderten „Visionen" in ihrer Form einzig und allein von dem Grade der intellektuellen Kultur des Rauchers, von seinen gewöhnlichen Arbeiten, seinem alltäglichen Gedankengang bestimmt zu werden vermögen.

In England verfielen nicht unbedeutende Männer, William Wilberforce, Doktor Isaak Milner, Lord Erskine, Addington und Coleridge dem Opiumgenuß. Von Thomas de Quincey, ihrem Zeit- und Leidensgenossen, besitzen wir „Bekenntnisse eines Opiumessers", die zuerst im Jahre 1821 im „London Magazine" erschienen. Wiederholt hatte er sich diesem Laster zu entziehen gesucht, blieb ihm aber doch bis zu seinem 1859 erfolgten Tod unterworfen. Dieser Opiumesser sagte einmal klipp und klar: „Wenn ein Mann, der immer nur von Ochsen spricht, Opiumesser würde, ist es selbstverständlich, daß er, wenn er nicht überhaupt zu stumpfsinnig zum Träumen ist, nur von Ochsen träumen wird." Ein andermal heißt es: „Ich glaube, man tut den Barbaren zu viel Ehre an, wenn man sie überhaupt für fähig hält, einen Genuß, der den geistigen Wonnen eines Kulturmenschen nahe kommt, zu empfinden." De Quincey versichert, er sei eine philosophische Natur, aber in seinen Bekenntnissen,

Digitized by Google

so interessant sie sind, finden sich geringe Beweise besonders hoher Geistigkeit. Schwerer wiegen die Klagen. So schrieb er: „Aus Unfähigkeit und Schwäche vernachlässigt der Opiumesser seine täglichen Pflichten, und die Gewissensbisse darüber stacheln ihn in eine immer größer werdende Verwirrung. Denn er verliert nichts von seiner moralischen Empfindlichkeit oder der Stärke seines Strebens, er wünscht und verlangt so heiß wie immer, daß, wozu ihn die Pflicht treibt, was er für nötig hält, auch auszuführen; doch geht das, was sein Geist als möglich annimmt, weit über seine Kraft, und zwar nicht allein über die Kraft der Ausführung, sondern auch über die, es nur zu versuchen. Er liegt und sieht alles vor sich, was er gern ausführen möchte, wie ein Mensch, der, durch die tödliche Schwäche einer erschlaffenden Krankheit ans Bett gebannt, untätig zusehen muß, wie man den Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe beleidigt oder mißhandelt; er verflucht den Zauber, der ihn gefesselt hält, er würde sein Leben dahingeben, könnte er jetzt nur einmal aufstehen und gehen. Doch ist er kraftlos wie ein Kind und kann nicht einmal den Versuch machen, aufzustehen."

Erschütternd beschreibt er die Qualen, die er durchlebte bei Versuchen, sich dem Laster zu entziehen; er sah ein, daß er sterben müsse, wenn er dem Opium „treu bliebe". Schwer zu ertragen waren die ununterbrochen bohrenden Schmerzen seines durch langen Mißbrauch des „Himmelslabsals" ruinierten Magens. Charakteristisch in hohem Grade ist die „tiefe Verachtung" seines elenden Körpers. Und am aufschlußreichsten das Bekenntnis quälender Ideenflucht, die ihm während eines Versuches der Enthaltung auffiel: „Es scheint, als ob alle Gedanken, die während zehn Jahren in mir eingefroren, nun auf einmal auftauen; eine solche Fülle von Ideen strömt mir

Digitized by Google

aus allen Gebieten zu. Doch ist meine Ungeduld und schreckliche Reizbarkeit so groß, daß mir, während ich eine festhalte und niederschreibe, fünfzig andere wieder in Vergessenheit versinken." Im Opiumrausch, in dem es an jeder Kritik dieser Ideen fehlt, hatte er diesen traurigen Wirrwarr als Glück empfunden. Denn hier liegt, wie in jedem anderen Betäubungs- oder Rauschzustand, die Täuschung über die Steigerung geistiger Fähigkeiten; es scheint mir so, weil die wache, ordnende und prüfende Fähigkeit fehlt. Darum gibt es ja im Rausch auch keine Hindernisse, die nicht spielend zu überwinden wären; das ganze Glück ist bedingt durch Mangel an kühler, abwägender Besonnenheit. Gewisse Gehirnpartien werden durch den Genuß geistiger Getränke oder narkotischer Mittel gelähmt; bekannt genug ist die Hemmung des „Gewissens". Tolstoi schrieb einmal, daß er das Bedürfnis zu rauchen dringend und tyrannisch empfand, wenn er „gewisse Dinge vergessen und die Gedanken einschläfern wollte". .... „Warum sind fast alle Spieler starke Raucher? Warum rauchen im allgemeinen die Frauen nicht, die ein vorwurfsfreies, moralisches Leben führen? Warum rauchen alle Kurtisanen und nervenleidenden Damen fast ohne Ausnahme?" Tolstoi sagt, es geschieht zur Betäubung des Gewissens.

Klar erkennt er die Täuschung, die in der Annahme besteht, wonach der Genuß narkotischer Mittel vermeintlich die geistige Arbeit fördern soll. Er sagt: „Der Mensch, der raucht und demzufolge aufgehört hat, seine Gedanken klar und besonnen zu messen und zu wägen, glaubt, sein Gehirn sei von zahllosen Ideen erfüllt. In Wahrheit sind seine Ideen durchaus nicht zahlreicher geworden, er hat nur jede Herrschaft über sie verloren. .... Unter der Betäubung erlahmt der kritische Sinn und er-

Digitized by Google

schlafft; so scheinen Hindernisse, welche die geistige Tätigkeit hemmten, verschwunden. Was vorher ungenügend und gering erschien, solange das Gehirn noch normal arbeitete, erscheint jetzt groß oder bemerkenswert; was durch seine Zusammenhanglosigkeit auffiel, erscheint nun anders. Man geht leicht hinweg über Einwände, die sich früher im Geist erhoben; man schreibt weiter und findet zur größten Freude, daß die Gedanken rasch und reichlich hervortreten."

Wer denkt da nicht aus eigenem Erleben an gesellig verbrachte Stunden beim Wein und der so überaus „anregenden Unterhaltung", die einem nüchtern Dazukommenden als allerdings hemmungslos lebhaftes Geschwätz offenbar wird. Dabei soll durchaus nicht verkannt werden, daß mäßiger Genuß narkotischer und anderer Anregungsmittel die „Gedanken lockert", sie in „Fluß bringt". Ist die Grenze überschritten, so beginnt die Verwirrung. Das gewöhnliche Ende solcher Geselligkeit, besonders in Kreisen, die kein Maß zu halten vermögen, ist bekannt. Im „Schenkenbuch" Goethes stehen die Verse:

„So lang' man nüchtern ist,
Gefällt das Schlechte;
Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte:
Nur ist das Übermaß
Auch gleich zu Handen:
Hafis, o lehre mich,
Wie du's verstanden!"

In der Bibel steht: „Gib Königen keinen Wein, denn wo Trunkenheit regieret, da gibt es kein Geheimnis!"

Unsere Altvordern pflegten Schlichtung von Streitigkeiten, Verlobungen, Wahl von Führern und vieles

Digitized by Google

andere bei Trinkgelagen durchzusprechen. Am Tage danach prüfte man im nüchternen Zustand den Wert solcher Ergebnisse. Darin lag die Erkenntnis, daß es wohl einmal gut sein kann, die Zunge zu entzügeln, daß es aber nicht richtig ist, Beschlüsse im trunkenen Zustand zu fassen. Ist nun auch die physiologische Wirkung der Genußmittel nicht gleichartig, in einem zeigt sich doch eine Verwandtschaft, nämlich in der Wirkung auf die Tätigkeit des Gehirns. Sucht man „Vergessen", so greift man zu geistigen Getränken oder narkotischen Rauschmitteln.

„Es ist ein Brauch von alters her,
Wer Sorgen hat, hat auch Likör!"

Und im „Westöstlichen Diwan" Goethes stehen die Verse:

„Für Sorgen sorgt das liebe Leben
Und Sorgenbrecher sind die Reben."

Haschisch und Opium sollen „beglücken". Sorgen und Nöte aller Art hofft man durch ihren Genuß zu vergessen. Es ist aber ein hoher Preis, um den diese zweifelhafte Befreiung von irdischer Schwere erkauft werden muß. Die in den „künstlichen Paradiesen" verbrachten Augenblicke sind in ihrer Steigerung nur mit körperlichem Siechtum zu erlangen. Und zu allem ist, ohne falsche dichterische Verklärung gesehen, noch zu bedenken, daß durch die Genußmittel dem geistigen Ausmaß des einzelnen kein Jota hinzugefügt werden kann. Wer also unerhörte „Verzückungen" oder „geistige Erhebungen" erwartet, muß sich sagen, daß diese im besten Falle von seinem Kultur- und Bildungsgrad abhängig sind, nicht aber durch Haschisch oder Opium gesteigert zu werden vermögen. Was darüber von Dichtern gefabelt worden ist, gehört ins Reich romantischer Verklärungsucht.

Digitized by Google

Die Bestimmung technischer Zweckformen

Von Bruno Paul Prestel / Mit 7 Bildern

Vergleicht man eine der heutigen Schnellzugslokomotiven mit ihren Vorläufern aus der ersten Zeit der Erfindung dieser wichtigen Maschinen, so ist man erstaunt über die Primitivität der Anfänge. Erinnert man sich dazu noch des Aussehens der ersten Eisenbahnwagen, dann wird dieser Eindruck noch bedeutend verstärkt. Die ersten Personenwagen der Eisenbahn gleichen durchaus den sonst von Pferden gezogenen Kutschen. Zwischen diesen aneinandergereihten Droschken und einem D-Zugwagen scheint es für den ersten Anblick gar keine Beziehungen zu geben, und doch kann man sich durch einen Gang durch ein Eisenbahnmuseum belehren, daß ein Wandel in der Formgebung langsam aber stetig erfolgte, bis es zuletzt dahin kam, daß die Zweckgestaltung eine gewisse, nicht mehr zu steigernde Durchbildung erreichte, die dann als typisch zu betrachten ist. Vergleiche solcher Art werden aber auch bei der Betrachtung von anderen Maschinen und Apparaten auffällig, wenn man die allmähliche Änderung ihrer Formen verfolgt. An Maschinen aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts finden sich im Aufbau der stützenden und tragenden Teile gotische Einzelformen und an Maschinen der achtziger Jahre kommen mehr oder weniger reiche Renaissancemotive vor und dieses, größtenteils aus architektonischen Elementen bestehende schmückende Beiwerk verlor sich aus der Arbeit der Ingenieure erst allmählich. Wollte

Digitized by Google

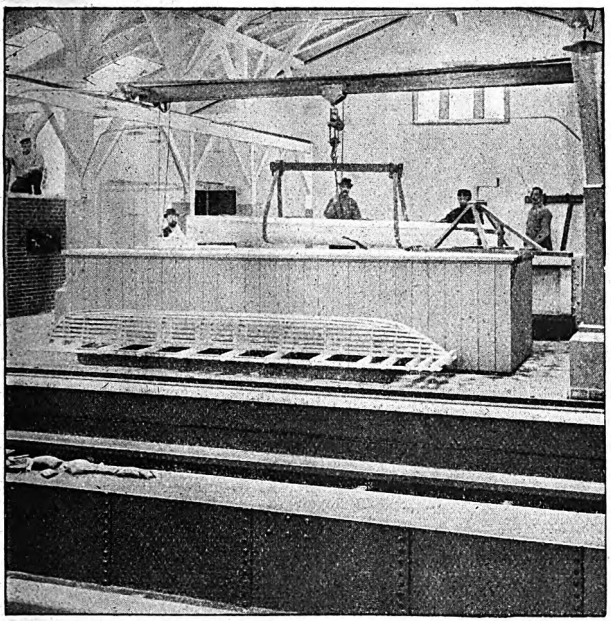
man anfänglich das Schönheitsverlangen mit äußerlichen Mitteln befriedigen, so ergab sich nun aus der rein technisch bedingten Gestaltung der einzelnen Maschinenteile ein zunächst allerdings ungewohnter Eindruck; maschinentechnische Erzeugnisse besitzen in ihrer aufs höchste gesteigerten Durchbildung ihre eigene, durchaus nicht geringwertige Schönheit; sie ist das hochgesteigerte Ergebnis technischer Notwendigkeit, aus der sich die den jeweiligen Zwecken angepaßte Form folgerichtig ergibt.

Auf dieser Stufe der Entwicklung zeigte sich, daß ein Zusammenwirken verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen notwendig wurde, und die Anfänge dazu liegen denn auch teilweise weiter zurück. Und doch wiederholte sich in mehreren Fällen ein ähnlicher Vorgang wie seinerzeit beim Lokomotiv- und Eisenbahnwagenbau. Als die ersten Automobilwagen konstruiert wurden, blieb man zunächst an der Formgebung der Droschken und Kutschen haften. Den Motor brachte man darin so gut unter als es eben gehen wollte. Auch in diesem Falle vollzog sich die aus technischen Gründen nötige Durchbildung aller Teile dieses neuen Verkehrsmittels zu einer Sonderform erst in langsamer Folge.

Zum weiteren Verständnis sei hier noch an die Entwicklung des Luftschiffwesens erinnert. Es genüge der Hinweis, wie eigenartig sich aus dem anfänglich kugelig-runden oder birnförmigen Frei- und Fesselballon die länglich-stumpfovalen, gekrümmten und mit verschiedenen Ausbuchtungen versehenen, zum Kriegsdienst oder zu meteorologischen Zwecken bestimmten Fesselballone entwickelten. Berechnungen über Luftwiderstand und Auftriebserleichterungen spielten neben rein erfahrungsgemäß erworbenen Einsichten eine große Rolle bei der zweckdienlichsten Art der Umgestaltung. Es darf hier an

Digitized by Google

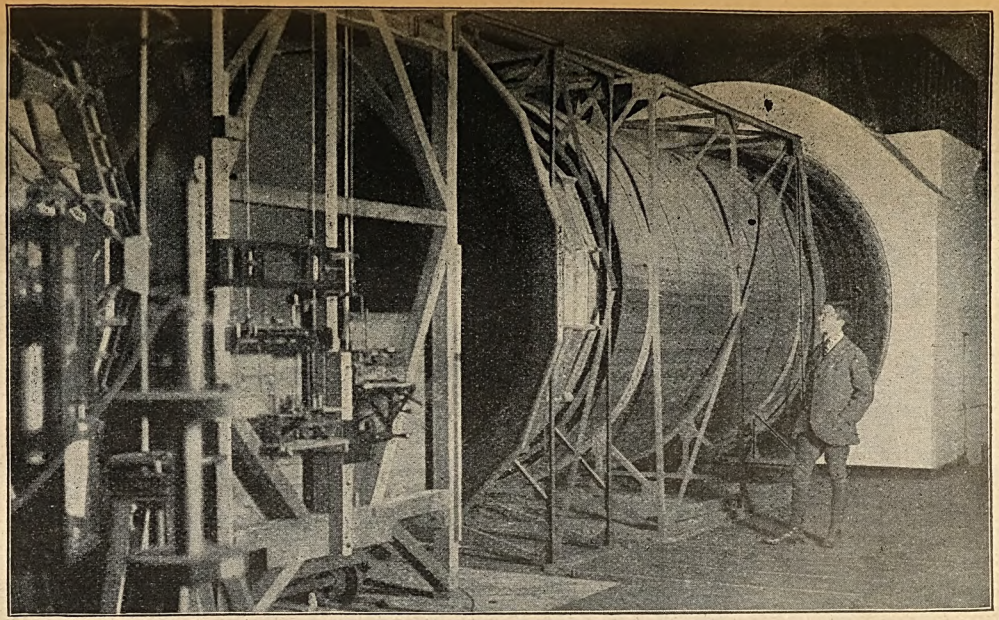
Otto Lilienthals langjährige Versuche erinnert werden, die ihm die Unterlagen zur Gestaltung seiner Flugapparate bieten mußten. Daß die zu meteorologischen Zwecken



Versuchsanordnung in der Schleppversuchsstation des Norddeutschen Lloyd, die seit 1900 in Betrieb ist. Paraffinmodelle dienten dazu, um die Messung des Wasserwiderstandes und der Schnelligkeit der Schiffsbewegung zu bestimmen. Auf diese Weise sucht man die relativ günstigste Schiffsform festzustellen und die gewonnenen Ergebnisse beim Bau anzuwenden.

konstruierten „Kastendrachen" für die weitere Ausbildung der Flugzeuge ebenso wichtig wurden, sei nur kurz erwähnt. Auf bloßer Berechnung beruhende Ergebnisse über Luft- oder Wasserwiderstand der sich darin bewegen-

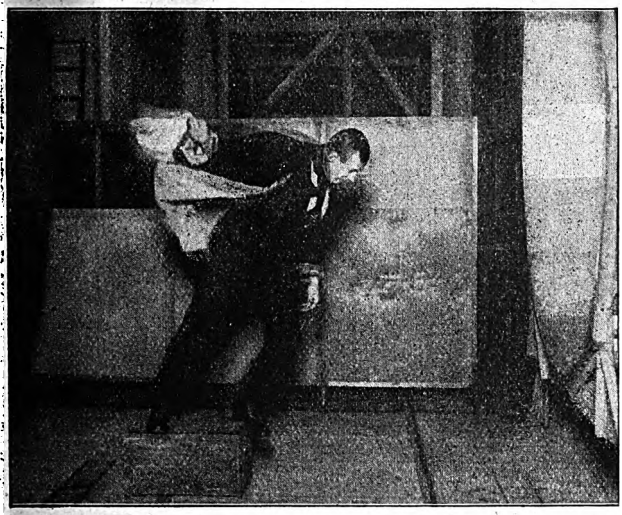
Digitized by Google



Gesamtansicht des Windtunnels der Aerodynamischen Versuchsanstalt, in dem die Experimente zur Erforschung der Gesetze des Luftwiderstandes an Modellen stattfinden.

Digitized by Google

den Objekte erwiesen sich nicht immer als zuverlässig und unbedingt richtig. Deshalb wandte man sich immer entschiedener experimentellen Versuchen zu. So erhielt man durch Untersuchungen an kleinen Schiffsmodellen, die im Wasser vorgenommen wurden, Aufschluß über die geeig-



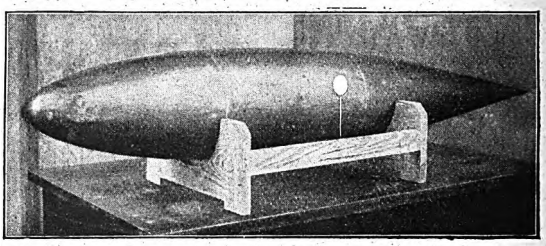
Darstellung der Stärke des Luftstroms bei dreißig Metersekunden.

neten Formen für Schiffstypen, Torpedoboote und Unterseefahrzeuge. Ein wichtiges Gebiet erschloß sich dann auch für die Aerodynamik. Diese aus griechischen Wörtern gebildete Bezeichnung besteht aus dem Wort Aer = Luft und Dynamis = Kraft. Bei aerodynamischen Versuchen handelt es sich einerseits um den experimentellen Nachweis des Maßes von Kraft, die von bewegter Luft auf gewisse Körper oder Flächen ausgeübt wird, anderseits

Digitized by Google

sollen sich Körperformen bestimmen lassen, welche den geringsten Luftwiderstand bieten.

Vor etwa zweiundzwanzig Jahren sind bei Siemens in Berlin Luftwiderstandsversuche unternommen worden, um die für einen Schnellbahnwagen geeignetste Form zu erlangen. Es stellte sich heraus, daß eine eiförmig gerundete Stirnfläche den etwa fünften Teil des Luftwiderstandes hervorrief wie eine ebene Fläche. Die steigende



Die nach den Versuchen des Aerodynamischen Instituts festgestellte Idealform für Luftschiffe; sie hat keinen größeren Luftwiderstand als die kleine an der Längseite aufgestellte runde weiße Scheibe.

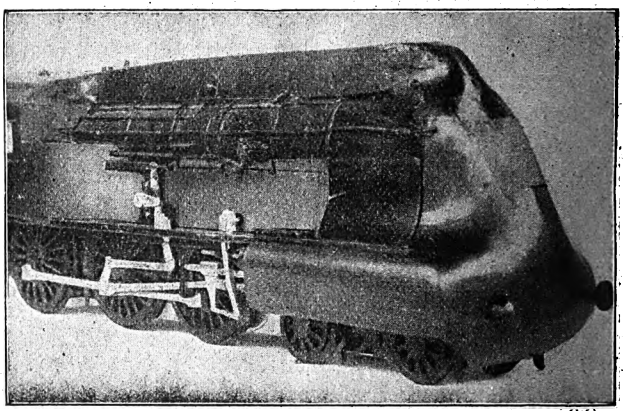
Bedeutung des Flugwesens führte zu dem Bestreben, immer genauere Angaben über alle wichtigen Einzelfragen zu erlangen. Die im Jahre 1905 begründete Studiengesellschaft für Motorluftschiffahrt beteiligte sich 1907 an einer aerodynamischen Versuchsanstalt, die in Göttingen eingerichtet und seitdem von Professor Dr. Prandtl geleitet wurde. Dort fand diese angewandte Wissenschaft zunächst die nötigsten Hilfsmittel zu ihren wichtigen Untersuchungen. Während des Krieges war es selbstverständlich, daß die Heeres- und Marineverwaltung von den Forschungsergebnissen dieser Anstalt eine Förderung erwarten durfte. So erhielt die Leitung die nötigen

Digitized by Google

Mittel, um von 1915 bis 1916 Umbauten ausführen zu können. Die darin vorgenommenen Versuche zeigten sich so wertvoll, daß man zwei Jahre später zu weiteren Umbauten schreiten und Neuanlagen errichten konnte. Die Experimente ergaben die Unterlage zu der vollendeten Formgebung des Zeppelinschen Großluftschiffes. Bis zu welchem Grade der Luftwiderstand bei entsprechender Form des Rumpfes verringert werden konnte, läßt sich an einer unserer Abbildungen erkennen; die neben dem idealen Rumpf aufgestellte kleine runde Scheibe zeigt das überraschende Ergebnis aerodynamischer Forschungen. Verringerung des Luftwiderstandes gewährt nicht nur größere Geschwindigkeit und Sicherheit, sondern auch die Möglichkeit, an Betriebstoffen zu sparen. Diese Vorteile sind aber auch auf anderen Gebieten von hohem Werte. Zunächst sei erwähnt, daß in Göttingen die neue Form des Rumplerschen „Tropfenautos" ebenfalls nach einer Reihe von Versuchen, die an kleinen Modellen vorgenommen wurden, zustande gekommen ist. Auch in diesem Falle war das praktische Ergebnis Steigerung der Geschwindigkeit und Verringerung des Betriebstoffverbrauches. Betrachtet man die Abbildung der Lokomotive der Zukunft, die nach einem kleinen Modell wiedergegeben ist, so fällt zunächst die ungewohnte Bildung der Stirn- und Flankenteile der Lokomotive auf. Diese Formgebung zu den Versuchsanordnungen wurde mit modellierfähiger plastischer Masse erzielt. Im praktischen Falle könnte lediglich durch entsprechende Nachahmung einer in Metall ausgeführten Ummantelung der am Modell gewonnene Effekt errichtet werden. Weitere Änderungen an den Lokomotiven, die ihre Konstruktion betrafen, müßten nicht vorgenommen werden. Durch die besondere Formgebung ist der Luftwiderstand der Maschine so weit ver-

Digitized by Google

ringert, daß eine bedeutende Einsparung an Heizmaterial eintreten müßte. Bei einem neunzig Kilometer in der Stunde fahrenden D-Zug würden bei steifem Wind bis zu dreihundert Kilogramm Kohlen in einer Stunde zu sparen sein! Ein Umstand, der bei dem immer höher stei-

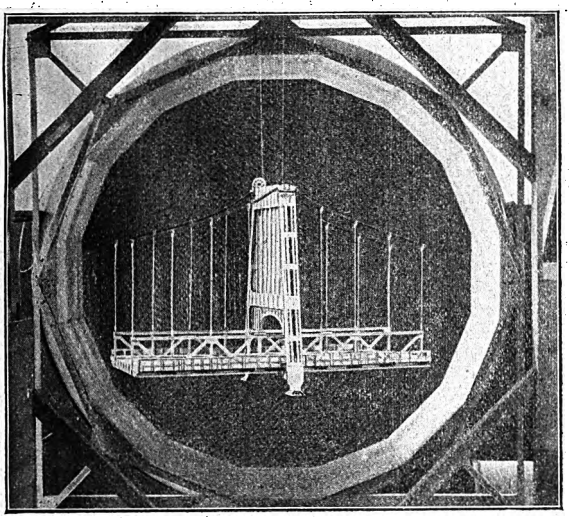


Die Lokomotive der Zukunft. Der Luftwiderstand der Maschine wird durch eine besondere Formgebung vermindert, die eine bedeutende Kohlenersparnis ermöglicht. Die Ersparnis beträgt bei steifem Wind bis zu dreihundert Kilogramm in der Stunde.

genden Preis der „schwarzen Diamanten" von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung ist. Mit den bisher erwähnten Erfolgen sind jedoch die Möglichkeiten einschneidender Änderungen, die sich durch aeronautische Untersuchungsergebnisse weiterhin noch erreichen lassen, durchaus nicht erschöpft. Es gibt ja noch vieles andere in der Technik, wobei der Luftwiderstand eine durchaus nicht geringe Rolle spielt. Beispielsweise beim Hochbau, an dem Ingenieure und Architekten in gleicher Weise interessiert sind. Die heute noch bestehenden gesetzlichen Vor-

Digitized by Google

schriften der baupolizeilichen Behörden sind längst als unzureichend erkannt. Die Göttinger Versuche werden zu ihrer Korrektur gewiß auch künftig noch wertvolle Ergebnisse zu liefern vermögen. Bis heute gewonnene Feststellungen lassen überraschende Aufschlüsse für die nächste Zeit erwarten. Es ist nicht allgemein bekannt,

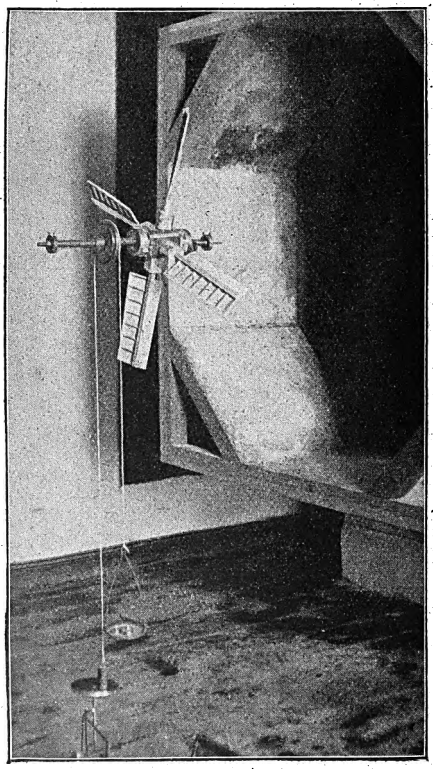


Modell eines Brückenteils im Windtunnel.

welchen Einfluß der Winddruck auf Hochbauten und Brückenanlagen ausübt. Die bisher lediglich durch Rechnung und Materialprüfungen gewonnenen Normen erfordern nicht nur einen zu hohen Aufwand an Rohstoffen, sondern insbesondere auch an Arbeitsleistung. Es ist deshalb zu begrüßen, daß der Deutsche Eisenbauverband weitsichtig genug war, an der Göttinger Anstalt die so wichtigen Fragen des Winddruckes auf eiserne Brücken

Digitized by Google

und ähnliche Anlagen prüfen zu lassen. Für die in den letzten Jahren geplanten Hochbauten, den „Wolkenkratzern" nach amerikanischem Vorgang, ist die Feststellung des Einflusses, den der Winddruck auf solche Anlagen hat, von nicht geringer Wichtigkeit. Auch in diesem Falle handelt es sich um die Gewinnung von sicheren Normen, die nach ihrer probeweisen Bestimmung vermutlich eine wesentliche Erleichterung der bisher bestehenden Bauvorschriften bringen werden, die sich abermals in Summen zusammenfassen läßt, die als Ersparnis von Material und Arbeitsleistung nicht gering sein dürften. So hat es sich durch angestellte Proben ergeben, daß die



Die Aerodynamik im Dienste der Technik: Versuche an einem Windmühlenmodell zur besseren Ausnützung der Windkraft.

Digitized by Google

in jahrhundertlanger Erfahrung gewonnene Formgebung der Windmühlenflügel durchaus nicht den Leistungen entspricht, die durch Umgestaltung auch in diesem Falle noch herauszuholen wären. Die Ergebnisse werden sich auch noch für die Gestaltung der Windturbinen als wertvoll erweisen. So bietet sich für die Aerodynamik als eines neuen exakten Forschungszweiges auf den mannigfaltigsten Gebieten ein reiches Feld der Tätigkeit, und es wird sich hoffentlich nicht ereignen, daß auch dieses wichtige Institut unter den schweren Zeitumständen zu leiden hat. Vorläufig scheint die Befürchtung nicht angebracht, da verschiedene Gruppen der Industrie an den Ergebnissen der Untersuchungen stark interessiert sind. Und wir dürfen nicht vergessen, daß die höchsten Werte doch immer und heute in unserer bedrängten Lage mehr als je zuvor, geistiger Art sind.

Die Göttinger Anstalt verfügt zur experimentellen Erforschung der Gesetze des Luftwiderstandes über zwei Apparate zur Erzeugung künstlicher Luftströme, und zwar eine größere und eine kleinere Vorrichtung mit einem Querschnitt von vier und einem Quadratmeter und der Höchstgeschwindigkeit von 53, beziehungsweise 33 Meter in der Sekunde. An den jeweils zur Prüfung in den Luftstrom gebrachten Modelle werden die Kräfte gemessen, die dieser auf sie ausübt. Barometrische Feststellungen und mit Wagen vorgenommene Gewichtsbestimmungen geben neben anderen Untersuchungen wichtige Ergebnisse.

Es kann hier auf die Methoden weiter nicht eingegangen werden. Nur der Wunsch soll noch ausgesprochen sein, daß auch dieses Institut als ein wichtiger Faktor des Aufbaues unserer Zukunft die Würdigung finden möge, die es reichlich verdient.

Digitized by Google

Der Blutacker

Erzählung von Wilhelm Lennemann

Über die Äcker brandet die Sommersonne; Gras und Halm schwimmen in Duft und Glanz, die Felder blühen und reifen der Ernte entgegen. Alle Kraft ist lebendig wie in Schöpfungstagen. Wunder brechen aus jeder Scholle: Gras, Blüte und Brot. Hoch steht der Himmel, wie aus blankem Erz geschlagen. Nur wo der Rand seiner Kuppel auf der fernen Erde ruht, liegt Dunst auf gelben Weizenfeldern. Reifezeit! Erntezeit! Schneidezeit!

Ein Acker nur liegt brach und tot. Kein Pflug geht darüber hin, kein Korn ward darein geworfen, in Jahren nicht. Disteln wuchern und nur hie und da wagt sich ein armes verlorenes Hälmchen hoch. Die Menschen haben den Acker vergessen und verlassen.

Blut hat er einst getrunken. Ein Bruder hat darauf den anderen erschlagen, mit der Sense zu Boden gerissen, daß er nicht wieder aufstand.

Der alte Bauer hatte das Erbe geteilt unter seinen beiden Söhnen. Es konnten gut zwei Höfe daraus werden, und hätten auch drei sein dürfen und hätte doch noch jeder sein Brot darauf erackern können für sich und die Seinen. Aber da waren nur zwei Söhne und da gab er jedem, was ihm zukam. Aber unklar war geblieben, wem dieser eine Acker zufallen solle.

„Mir!" schrie ein jeder.

Und der eine setzte seinen Pflug darauf. Da sprang vom nahen Kleeacker der andere hinzu und fiel den Pferden in die Zügel. Blut rauschte auf; Flüche und

Digitized by Google

Drohungen wetterten, und dann sauste ein schwerer Peitschenstiel nieder. Ein Schrei, ein Sensenblitz und -riß, und der andere lag mit offenem Leibe; sein Blut floß in die Furche, die sein Pflug gezogen.

Blut hat der Acker getrunken. Kein Eisen ist mehr über ihn gegangen, kein Korn auf ihn gefallen. Das rote Blut in ihm ist wieder hochgestiegen in Gras und Blüte. Und wenn auf den anderen Äckern alles in gelber wogender Fülle reift, lohen auf ihm tausend und aber tausend flammende Mohnblüten. Flamme sprüht neben Flamme; blutrot leuchtet der Acker.

Mitten aus der roten Flut ragt ein Kreuz empor, grob und stark; tief und fest gefügt, als dürfe und solle keine Hand es wieder ausreißen und müsse es stehen wider Wetter und Sturm durch Jahrhunderte. So steht und klagt es schon Jahrzehnte. Und ob Jahr für Jahr Blitze über ihn hinwettern und der rote Mohn blüht, das Kreuz trotzt, steht und mahnt.

So klagt das Kreuz und schreit das Blut zum Himmel; und keiner erlöst den Acker von Klage und Schrei.

Wieder ist ein Sommer mit Saat und Ernte gekommen. Der Bauer Stephens, der den Totschlag begangen, ist längst gestorben, und sein ältester Sohn sitzt auf dem Hof.

Und drüben auf dem anderen der einzige nachgeborene Sohn des Toten. Er ist schon in die Jahre gekommen, aber noch kein Wort hat er mit seinem Vetter gesprochen. Einmal ist er scheu auf ihn zugekommen; da der das gesehen, wies er stumm auf den Blutacker und hat ihm den Rücken gekehrt.

So ist Feindschaft und Haß zwischen die Höfe getreten, und keine versöhnliche Hand hat sich mehr gereckt. Und sind doch die beiden über ihre besten Jahre

Digitized by Google

schon hinaus und haben Kinder, die in reifen Jahren stehen und nach eigenem Herde ausschauen. Und Kinder denken oft anders, denn die störrischen Väter, und die Herzen sind oft wunderlich.

Sonne fällt vom blanken Himmel auf die Wiesen. Bunte Falter tummeln über Heuhaufen hin. Ein starker, würziger Duft weht wie ein Rauch über allem.

Der Sohn des Erschlagenen fährt Heu ein. Der Wagen ist hoch geschichtet. Der Heubaum darüber gelegt, und seine Tochter, die ihm geholfen, sitzt hoch und stolz darauf.

Nicht weit von ihm wendet der Vetter das Heu und seitwärts von beiden blüht der rote Mohn.

Der Bauer faßt das Pferd am Zügel. „Jü!" Das Pferd zieht an, stockt und steht. Die Ohren legt es glatt an. In den Augen brennt dumpfe Angst, die Nüstern beben. Der Bauer zerrt und zieht am Geschirr. Treibt das Tier an und fuchtelt mit der Peitsche. Er murmelt einen Fluch zwischen den Zähnen. Das Pferd bockt und schlägt aus.

Der Bauer steht vor dem Pferd. „Satan!" schreit er, zerrt mit der Linken am Geschirr und reißt mit der Rechten die Peitsche nieder.

„Vater!" schreit's oben vom Heu.

Da war's zu spät! Hoch bäumt und hebt sich das Pferd, die Eisenhufe knallen nieder und werfen den Bauer hin. Über ihn weg setzt das Tier. Da springt und jagt einer in flüchtigen Sätzen herbei und hängt sich in die Zügel. Das Pferd zittert und schlägt; der Mann stemmt sich mit Riesengewalt dagegen.

Das Tier steht.

Knapp vor den Rädern weg zieht der Mann den Niedergeschlagenen.

Digitized by Google

Mühselig steht der Getroffene auf; der eine Arm hängt schlaff und schwer. Verwirrt schaut er seinen Retter an.

„Du!" will er sagen, preßt aber die Lippen aufeinander und schweigt.

Auch der Vetter sagt keinen Laut.

Die Kinnladen des Zerschlagenen mahlen, als kauten sie widerwillig an einem Dankeswort.

Schon will der Vetter wenden, da springt das Mädchen herbei und hält ihn. „Vater!" ruft es mahnend.

Da sieht der Vetter den anderen an.

„Quitt!" stößt er zwischen den Zähnen hervor; kein Wörtchen mehr. Und geht zu seinem Pferd. Die Tochter führt ihn.

Des anderen Tags in der Frühe, der Bauer hat schon ein paar Stunden geackert, ist eben vom Feld heimgekommen und sitzt vor Brot und Speck, da öffnet sich die Tür und der Vetter tritt ein. Nun ist sein Trutz gewichen, seine Tochter hat ihn wohl von ihm genommen.

„Ihr sollt nicht meinen, Vetter, daß ich nicht wüßt', was Ihr mir getan; Dank will ich Euch sagen."

„Hab' mir gedacht, daß Ihr doch noch ein Wörtchen sagen tätet; da aber nun alles ausgeglichen ist" — er goß ihm einen Korn ein — „wohl bekomm's Euch! Und da nun alles wieder gericht't ist, wie's muß, meint Ihr nicht, daß der Blutacker wieder sollt' bebaut werden? — Nicht für mich!" sagt er rasch.

„Ich kann ihn auch entbehren," meint der Vetter, „da müßt' man schon einen finden, der ihn nähm."

„Wird sich finden!" spricht der andere gelassen, „erst müßt' das Kreuz herunter!"

„Das müßt' weg! Ja."

Da gingen beide auf den Acker, mitten durch den roten Mohn und traten vor das Kreuz. Aber der eine hat nur

Digitized by Google

einen starken Arm und konnte nicht, und der andere hatte wohl zwei, aber der mochte wohl nicht; das Kreuz stand und rückte nicht.

„Da müssen jüngere Hände dran!" meint der Geschlagene matt. „Ja, und eine Lieb müßt' helfen, uns sitzt noch der Gram in den Knochen!"

Der Bauer sieht den Vetter an.

„Ich hab' einen zweiten Jungen," sagt der, „und der ist ausgewachsen."

„Was soll der mit dem einen Acker."

„Ich leg noch ein paar dazu. Eine Wiese oder zwei werden dir auch feil sein!"

„Meine Wiesen? Wozu?" fragt der Vetter, der noch nicht versteht.

„Tut Euer Mädel dazu, Vetter, da werden dann eine Hochzeit und ein Hof draus."

Das verstand der Vetter.

„Da geht's 'naus!" Er pfiff durch die Zähne. „Da seid Ihr Euch wohl schon hinter meinem Rücken mit meinem Mädel einig geworden?" fragt er mißtrauisch.

„Ich nicht, aber mein Jung'! Gestern, da er die Geschichte gehört, hat er Mut bekommen und hat's mir gestanden. Vetter, wir Alten wollen nicht widerhaarig sein; die Jungen sind stärker denn wir!"

„Ich will's mir bedenken."

Und der Vetter hat's nicht lang bedacht; das Mädchen hat wohl nachgeholfen.

An einem Tage ging es rundum im Dorf, daß die beiden Stephens sich vertragen wollten und der Rudolf und die Dore sich versprochen hätten. Und der dritte Stephenshof war noch vor dem Winter aufgebaut.

Im Frühjahr stand das Geräte im Schuppen und das Vieh im Stall. Viel war's nicht; aber die Schuld war

Digitized by Google

auch nicht groß und den Händen sollte auch noch was zu tun übrig bleiben.

Aber noch immer lag der Acker brach; schon gärte es wieder heimlich in dem lenzwarmen Boden und das Blut regte sich. — Und morgen sollte Hochzeit sein.

Da stand in der Frühe des Hochzeitstages der Bauernsohn zeitig auf, spannte die beiden stärksten Pferde vor den Pflug und fuhr auf den Blutacker. Und von der anderen Seite kam das Mädchen.

Und er setzte das Eisen tief in die Schollen, und das Mädchen faßte das eine Pferd am Zügel.

„Jü!" Die Peitsche schwirrte über die Tiere hin. Das Eisen schnitt und die Schollen brachen.

Dreimal, fünfmal kreiste der Pflug um das Kreuz und kam ihm näher mit jedem Furchenschnitt.

Nun hielt der Bursche darauf zu, tief drückte er das Eisen, die Erde barst, die Tiere schnaubten. Hart am Holz vorbei drängte sich das Pferd: der Pflug wich aus seiner Bahn. Der junge Bauer zwang ihn wieder hart auf das Kreuz zu. Da stieß er an.

„Jü!" Die Tiere legten sich in die Ketten; tief in die Erde sanken die Hinterbeine. Das Mädchen schritt voran, hielt die Zügel.

„Jü, Liese!" Leise klatschte die Peitsche nieder. Wieder stieß das Eisen ans Holz, es riß und rückte.

Der Bursche hielt mit starker Hand den Pflug, daß er nicht beiseite gerissen würde.

„Jü!" Wieder zogen die Pferde an, daß die Ketten zu springen drohten, die Leiber keuchten, aus den Nüstern flog stoßweise der heiße Atem.

In der Erde ein leises Knarren und Krachen, ein Zerren und Ziehen. — Die Erde am Kreuz hebt sich wie in Wehen.

Digitized by Google

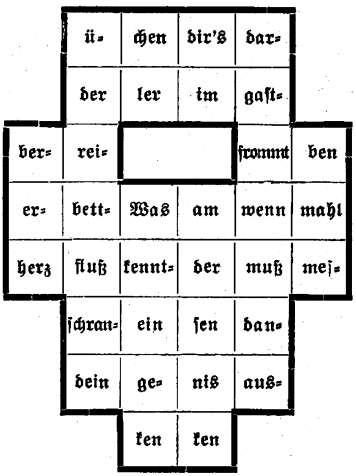
„Jü!“ Ein Ruck, ein Sprung: aufbäumt sich das schwere Holz und schlägt krachend wider den Pflug.

„Holla!“ Die Pferde dampfen. Der Bursche streicht liebkosend über ihre Leiber.

Und dann sind die beiden vor den Altar geschritten. Die Liebe hatte den Haß besiegt.

Und da wieder Sommer wurde, wellte gnadend gelbes Korn auf dem Acker, da in Jahr und Jahren das Blut geflammt und der Haß gebrannt.

Rösselsprung



Alfred Ewert.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Warum man Namen nicht nennen darf

Von Felix Warnhöfer

Ein guter Kenner der Sitten und Bräuche fremder Naturvölker hat einmal gesagt, man könnte keine noch so unsinnig scheinende Form des Aberglaubens ausheckken, die sich nicht irgendwo in der Welt unter Menschen fände. Die Natur des Menschen ist auf Glauben angelegt, deshalb stellt sich immer der Aberglaube ein, wenn durch Zweifelsucht ein bestehender Glaube zerstört worden ist. Was heute als Okkultismus die Menschengehirne verseucht, ist Glaubensersatz. Für leibliche Nahrung will man von Ersatzstoffen nichts wissen, in geistiger Beziehung ist man aber nicht so heikel. Steht es mit der sittlichen Freiheit der Menschen schlecht, dann entfaltet sich dafür der Aberglaube; man fühlt sich unter dem Einfluß übernatürlicher Mächte, und gelangt am Ende notwendig dazu, der Einwirkung dieser angenommenen Gewalten durch Zauber zu begegnen. Das ist die Grundstellung des primitiven Menschen zur Welt. Im Gefühl der Abhängigkeit, in einem ebenso wunderlichen als lähmenden Gemisch von Kraft und Schwäche, gelangt man dahin, die dunklen Mächte in den Bereich menschlicher Leidenschaften hineinzuziehen, um sie zum Anteil für das eigene Geschick zu bewegen und auf irgend eine Weise zu erlangen, was durch eigene Kraft nicht zu erreichen ist. Wo dieser Hang ein Gemüt ergriffen hat, ahnt man auch in natürlichen Kräften, Beziehungen und Wirkungen der Dinge zu- und untereinander einen unbe-

Digitized by Google

kannten, nicht faßbaren, aber zwingenden Einfluß. Man erblickt Wundervolles im Natürlichen und Natürliches im Wunderbaren. So kann es möglich werden, daß Menschen, die von hoher Zivilisation umgeben sind, sich in ihrem Vorstellungsvermögen, in ihrem Tun und Treiben kaum von einem Neger unterscheiden. Wer dem Aberglauben in irgend einer seiner vielen Äußerungsformen unterworfen ist, berührt sich in wesentlichen Punkten mit den Menschen primitiver Stufen und verzichtet auf das edelste Vorrecht, zu entscheiden, ob er Amboß oder Hammer sein will. Die tiefen Worte: „Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, rufet die Arme der Götter herbei", haben für abergläubische Naturen keinen Sinn.

Die Völker niederer Kulturstufen leben in ständiger Furcht, Scheu und Beklemmung vor tausenderlei übeln Einwirkungen. So verleugnen sie angstvoll ihre Namen, denn es könnte sie sonst irgend ein Zauber treffen. Der Forschungsreisende Doktor Lang versuchte alles Erdenkliche, um von einem Australier den Namen eines Verstorbenen herauszubekommen. Lang erzählt: „Der Mann sagte mir, wie der Vater des Gestorbenen geheißen habe, wie sein Bruder genannt war, wem der Verewigte ähnlich sah, daß er linkshändig gewesen sei, mit wem er viel und gerne verkehrte; aber den Namen wollte er nicht aussprechen und weder Belohnungen noch Drohungen würden ihn dazu bewegt haben."

Diese Scheu besteht bei fast allen Naturvölkern der Erde, aber auch bei Angehörigen hoher Kulturen findet sich der gleiche Zug. Glaubten doch auch die alten Römer, wenn man den Namen eines Verstorbenen ausspräche, müsse die Seele, der Geist des Abgeschiedenen beunruhigt werden. Allgemein herrscht der Glaube und die Angst, daß ein beim Namen Genannter zu dem kommen werde,

Digitized by Google

der ihn nennt. Man bedient sich deshalb aller erdenklichen weithergeholten Anspielungen, Andeutungen und Umschreibungen, spricht von „dem Manne, der nun nicht mehr ist", der „in der Ferne weilt". Die Feuerländer wagen nicht einmal den Namen verstorbener Freunde auszusprechen, und wenn ein Kind vom toten Vater oder der nicht mehr lebenden Mutter spricht, sagt man ihm: „Ruhig, sprich keine bösen Worte."

Ebenso verbreitet ist aber auch die Furcht, die Namen übernatürlicher Wesen und Geister auszusprechen, denen man höhere Kräfte zuschreibt. Der Dajak auf Borneo wird niemals den gefürchteten Namen der Blatternkrankheit über die Lippen bringen; statt dessen wird er von einem „Häuptling" reden, oder von den „Blättern des Waldes", oder wird fragen: „Hat er," oder „haben sie dich verlassen?" So wagten ja auch die alten Griechen die Furien, die bösen Rachegeister, nicht offen als solche zu bezeichnen, sondern nannten sie in scheuer, unterwürfiger Schmeichelei als die Eumeniden, die „Wohlwollenden". Bei den Lappen heißt der gefürchtete Bär der „alte Mann mit dem Pelz", oder „liebes, gutes Väterchen"; in Anam spricht man vom Tiger als „Großvater", oder nennt ihn demutvoll „Herr". Man glaubt, übernatürliche Wesen hören es, wenn man sie nennt; da man sie damit stört, besteht die Furcht, sie könnten dem Lebenden Übles tun. Wir brauchen manchmal noch Sprichwörter, die ihren ursprünglichen Sinn längst verloren haben. So sagt man: „Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt." Oder: „Man soll das Kind nicht beim Namen nennen."

Auch soll man „den Teufel nicht an die Wand malen". Diesen Worten liegt der alte Aberglaube zugrunde, daß man ein Unheil, einen Dämon durch bloßes Nennen her-

Digitized by Google

beilocken, berufen, beschreien könne. Nicht einmal an die Wand malen darf man demnach den Bösen, denn auch davon könnte er sich schon angezogen finden und Böses tun.

Die dumpfe Angst, Namen Verstorbener nie mehr auszusprechen, um ihre Geister nicht zu beschreien, führte bei vielen Völkern dazu, diese Namen abzuschaffen. War der Name eines Abgeschiedenen von einem Vogel oder vierfüßigen Tier genommen, so bekamen diese Tiere eine neue Bezeichnung. Geschah das nicht, so glaubte man, würde ein großes Unglück nicht ausbleiben. So sind viele allgemein gebräuchliche Worte abgeschafft und ganz neue dafür gebildet worden; jede Erinnerung an den Toten muß vermieden werden, sein Name wird tabu.

Ist doch in aller Welt der Name eines Menschen von größter Bedeutung, er gilt geradezu als ein Teil der Person, man empfindet es als schimpflich oder kränkend, wenn er verstümmelt oder gar absichtlich entstellt und verhunzt wird. Die Namengebung gilt als ungeheuer wichtig, und bei Naturvölkern bestehen zahllose Bräuche, die damit verbunden sind; soll kein Unglück geschehen, so müssen sie streng befolgt werden. So wird man bei verschiedenen Völkern einem Kind nie den Namen einer Person des gleichen Stammes geben, die vom Unglück heimgesucht worden ist. Aus Furcht vor den Einwirkungen böser Geister erhalten bei vielen Naturvölkern die kleinen Kinder längere Zeit gar keine Namen. Man geht dabei offenbar von dem Gedanken aus, daß die Geister jemand nicht finden, so lange er keinen Namen trägt. Manche Völker warten damit drei bis vier Jahre, bis die größten Gefahren für die Gesundheit der Kleinen vorüber sind. Inzwischen bezeichnet man sie etwa im Sinne unseres „Dingsda", „kleiner Wurm", „armer Käfer" oder „Pflänz-

Digitized by Google

chen", womit nur etwas Allgemeines gesagt ist. Anderswo wird der Name gleich bei der Geburt oder doch bald danach gegeben, meist dann, wenn der neue Erdenpilger unter den Schutz guter Geister gestellt wird. Diese wüßten ja sonst nicht, wem sie Beistand zu leisten hätten, wenn der Name fehlt. In Australien gilt es als unheilbringend, einem Kind seinen Namen zu geben, bevor es stehen oder gehen kann. Offenbar hält man dort nicht viel von der Macht guter Geister. Häufig findet sich die Auffassung, daß ein Kind irgendwie beteiligt sein soll, wenn man ihm einen Namen verleihen will. Die Dajak kitzeln den Kindern die Schleimhäute der Nase mit einer Feder. Niest das Kleine, so hält man den Augenblick für günstig und gibt ihm einen Namen. Bleibt das zustimmende Zeichen aus, so verschiebt man den wichtigen Akt. Auf den Philippinen ruft man dem eben Geborenen einen Namen zu und fragt, ob es so heißen will; je nachdem der Laut ausfällt, wird er als Zustimmung oder Ablehnung aufgefaßt. Die Fragen werden solange fortgesetzt, bis der Augenblick günstig erscheint.

Ein eigenartiger Brauch besteht bei den Stämmen auf der Ostseite der malaiischen Halbinsel Malakka. Dort schreibt man auf sieben einzelne Bananen sieben verschiedene Namen und legt diese dem Kinde vor. Greift das Kleine nach einer der Früchte, so erhält es den Namen, den diese trägt. So hofft man bei diesem wichtigen Akt wenigstens keinen Fehler begangen zu haben.

Damit weder Geister noch Zauberer und Hexen den Kindern Böses tun können, wird bei vielen Naturvölkern der wahre Name geheim gehalten und ihm ein zweiter beigelegt, den man erfahren darf. Der richtige Name wird dem Kinde leise ins Ohr geflüstert und vorsichtigerweise nie laut ausgesprochen; nur die nächsten Familien-

Digitized by Google

glieder, meist nur die Eltern, kennen den verhehlten Namen. Wird ein Kind krank oder widerfährt ihm ein Unheil, so ändert man seinen Namen, um es vor weiterem Unglück zu bewahren. Wenn sich unter den Stammesgenossen jemand befindet, dessen Namen auch andere tragen, so wird ein neuer gewählt; man fürchtet, die Dämonen könnten sich, durch den Namen verleitet, in der Person irren, der sie Übles antun wollen. Bei vielen Naturvölkern behalten die Leute kaum ihr Leben hindurch den gleichen Namen; bei jeder Krankheit, jedem Unheil werden sie gewechselt, damit die Geister die Leute nicht mehr kennen und sie weiterhin heimsuchen können.

Die abergläubische Angst vor allerlei Dämonen zeitigte noch einen sonderbar anmutenden, innerhalb dieser fatalistischen Lebensauffassung aber folgerichtigen Brauch. Von der Idee ausgehend, daß es den bösen Mächten oder sonst übelwollenden Menschen nicht einfallen wird, seine Achtsamkeit einem wertlosen oder gar mißachteten und geringgeschätzten Geschöpf zuzuwenden, greift man zu folgender List. Man sucht die Mächte irrezuführen, indem man Kindern verächtliche Namen gibt; man nennt sie „Dunghaufen", „Unrat", „Aas", „Mistkerl", „Hund", „Schwein", „Bettler", „Kröte" und dergleichen. Von diesem verschmitzten Verfahren verspricht man sich den besten Erfolg. Daß man sich vor dem „Beschreien" oder „Berufen" kleiner Kinder zu fürchten hat, ist ja auch bei uns noch nicht völlig aus dem Aberglauben von Bauernweibern verschwunden. Es ist ein Überbleibsel uralter Ungedanken. Das Berufen geschieht nach weitverbreiteter Vorstellung nicht nur mit bösen, sondern vielmehr noch mit schmeichelnden Worten, indem man jemand wegen seiner Gesundheit, Schönheit, Kraft oder sonstigen guten Eigenschaften lobt. Dadurch bewirkt man alsbald das

Digitized by Google

Entgegengesetzte des Ausgesprochenen. Ja, die unheilbringenden Worte brauchen nicht einmal laut gesprochen zu werden, es genügt schon der entsprechende Gedanke, um Schlimmes zu verursachen. In diesem Falle spricht man von dem besonders gefährlichen „Hinterrücksbeschreien".

Es gibt noch Leute genug, die es nicht gerne hören, wenn man von ihrer Gesundheit redet, oder ihr gutes Aussehen lobt. Um sich in solchen Fällen vor übler Wirkung zu schützen, muß man sofort ausrufen: „Unberufen", „Gott sei Dank", „Gott behüt's", oder eine ähnliche Redensart aussprechen. Das bewahrt vor üblen Folgen. Auch durch dreimaliges Klopfen auf die Unterseite einer Tischplatte, oder die Tischkante, sowie durch sofortiges dreimaliges Ausspucken oder dadurch, daß man sich bei jedem fremden und eigenen lobenden Wort mit dem Handrücken über den Mund fährt, schützt man sich oder das Gelobte vor dem gefährlichen Beschreien. Für derartige Anschauungen liegt es nahe, sich auch noch durch allerlei Zaubermittel zu schützen. Es gibt zahllose Amulette, die man verborgen oder offen an sich trägt: Schreckſteine, Tierzähne, Muscheln, Hängeschlingen und dergleichen.

Die Scheu, den Namen eines Menschen auszusprechen, geht bei verschiedenen Naturvölkern so weit, daß er auch nicht auf dem Pfosten, der über der Grabstätte errichtet wird, zu finden ist. Nur zu leicht könnte in diesem Falle irgendwer den Geist des Verstorbenen herbeirufen. Der wahre Name der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts berühmten Indianerin Pocahontas war Matokes. Sie hielt ihn vor den englischen Ansiedlern geheim, da sie glaubte, wenn diese ihn erführen, würde ihr ein Unglück zustoßen. Als noch Eingeborene in Tasmanien lebten, erwähnte ein Engländer, dem die Landes-

Digitized by Google

sitte unbekannt war, einer Mutter gegenüber den Namen ihres Sohnes, den man zur Stadt in eine Schule gebracht hatte. Die Frau erschrak und suchte das damit verursachte Unheil dadurch abzuwehren, daß sie den Engländer mit Zauberstäbchen berührte.

Das Verschweigen von Namen spielt auch in den Familienbeziehungen vieler Völker eine wichtige Rolle. Bei den Dajaks auf Borneo darf kein Mann den Namen seines Schwiegervaters über die Lippen bringen. Bei den Omahas in Nordamerika sprechen beide Schwiegereltern den Namen ihres Schwiegersohnes niemals aus. Häufig darf auch die Frau den Namen ihres Mannes nicht aussprechen; bei den Hindus redet sie nur vom „Herrn", vom „Gebieter". Der größte Vorwurf, den dort eine Frau einer anderen machen kann, besteht darin, daß sie ihr vorwirft, den Namen des eigenen Mannes über die Lippen gebracht zu haben. Hinter all diesen Bräuchen steht die ewige Furcht abergläubischer Menschen vor drohendem Unheil, dem man auf vielerlei Weise zu entgehen sucht.

Geisterfurcht und Gespensterangst stehen am Anfang aller Kulturentwicklung. Das ganze Leben der Naturvölker verläuft unter stetem Schreck vor dämonischen Mächten, vor denen man sich auf alle erdenkliche Weise zu verbergen sucht. Wir sind heute wieder einmal bedenklich nahe daran, uns in Vorstellungskreisen zu bewegen, die einer tiefen Stufe der Menschheitsentwicklung entsprechen. Das Gebaren mancher Okkultisten berührt sich enger, als ihnen klar ist mit der Geistesverfassung abergläubischer Naturvölker. Doch auch dieser Zustand wird nicht von Dauer sein; wir müssen uns aus dumpfem Aberglauben zur sittlichen Freiheit der Selbstbestimmung wieder zurückfinden.

Digitized by Google

Unter Berücksichtigung der Geldentwertung haben wir die Geldpreise verzwanzigfacht

Die Auflösung des dritten Preisrätsels lautet:

Man kann viel, wenn man sich nur viel zutraut.

Als Preisträger wurden ausgelost:

Den 1. Preis zu 12 000 Mark erhielt:

Obertertianer Franz Verhey, Hannover.

Den 2. Preis zu 8000 Mark erhielt:

Lokomotivführer a. D. Max Köhler, Holzminden.

Die fünf Preise zu je 4000 Mark entfielen auf:

Magazinverwalter Adolf Faller, Gütenbach; Ludwig König, Wien; Gendarmerieoberwachtmeister Hermann Paulus, Effelder, K. Sbg.; Gymnasiallehrer E. Terno, Schleswig; Buchhalter Robert Bär, Trofaiach, Steiermark.

Zehn Preise zu je 2000 Mark entfielen auf:

Beamter Josef Bucher, Sillian, Osttirol; Fritz Hofmann, Ansbach (Mtfr.); Realgymnasiast Gerhard Heßler, Weimar; G. Leuschner, Stolp i. Pomm.; K. Lipphardt, Riga; Linda Löbel, Pleißa b. Limbach i. S.; Frau Oberbahnhofvorsteher Frida Marschner, Sebnitz i. S.; Fabrikant H. Quelle, Nordhausen

Digitized by Google

a. H.; Bankvorstand B. Müller, Markt Oberdorf; Johanna M. Vorfelder, Salzburg.

Weiter sandten richtige Lösungen, auf die allerdings kein Los fiel, ein:

Lehrer Jakob Abrahamczik, Grabczok, Kr. Oppeln; Photograph Roberto Anderegg, Diamante (Entre Rios); Schriftsetzer G. Bartel, Stuttgart; Schriftsetzer Ernst Beck, Stuttgart; Paul Beutler, Hermsdorf, Bez. Friedland (Böhmen); Heinrich Bürkert, Karlsruhe; Paul Butzki, Lüdenscheid i. Westf.; Friedrich Daenecke, Rio Grande do Sul (Brasilien); Oberlehrer Anton Dolleschall, Pöllau a. Kammersberg; Frau H. Echtermann, Düsseldorf; Charlotte Egeling, Leipzig-Anger; Heinrich Eiffert, Walldorf, Hessen; Willy Epperlein, Niederaffalter i. Erzgeb.; Lehrer Otto Fischer, Geneiken; Ingenieur Paul Fritz, Oberuhldingen a. Bodensee; Jakob Gahn, Ludwigshafen-Mundenheim (Pfalz); Buchhalter Fritz Grogger, Oeblarn, Obersteiermark; Hermann Gypser, Greiz i. V.; Bausekretär H. Hahn, Schleswig; Herbert Hansch, Leipzig-Lindenau; Viktor Helm, Kleinmünchen, Oberösterr.; Adalbert Hennel, Budapest; Lehrer Paul Herkner, Muskau; Lehrer Josef Hiemer, Hopfen b. Füssen a. L.; Frau H. Hodes, Fulda; Finanzsekretär Willy Hörold, Ilmenau i. Thür.; Frau Emma Huber-Eger, Basel; Bankvorsteher Edmund Hüber, Glatz; Oswald Husche, Cosel-Hafen, Oberschlesien; Hermann Igler, Görlitz; Johann F. Jansohn, Riga; Installationsmeister F. Jung, Damitsch a. d. Elbe; Paul Koschara, Dortmund; E. Kothe, Hannover; Drogist Johannes Ludwig, Chemnitz; Otto Matthes jun., Berlin-Spandau; Frau Emma Meigen, Wickede-Asseln; Georg Müller, Nürnberg; H. Th. Müller, Magdeburg; Frau Hedwig Müller, Weißenfels a. S.; Bergverwaltungsassistent Erich Nawarotzky, Hermsdorf, Bez. Breslau; Maria Otto, Adorf i. Vogtl.; Helene Peter, Curityba, Brasilien; Carlos Prinzler, Forqueta (Lageado); Amtsobersekretär M. Rasim, Bitschin, Oberschlesien; Karl Rathjen, Lübeck; E. Reisberg, Narva; Martin Richter, Zwickau i. S.; Margarethe Schlosser,

Digitized by Google

Rio de Janeiro; Kapitän S. Schmitz, Bergedorf b. Hamburg; Fabrikant Adolf Schütz, Reichenberg i. Böhmen; Guilherme Strecker, Brusque, Brasilien; Josef Suchanka, Theusing b. Karlsbad; Otto Vogler, Tuttlingen; Wohnungsverwalter Heinrich Wellers, Essen-Dellwig; Otto Winter, Doberan i. Mecklenb.

Es war uns in diesen Zeiten harter Prüfungen besonders erfreulich, von so vielen unserer Leser wohlgemeinte Anerkennungen unserer Bemühungen vernehmen zu dürfen. Wir danken allen herzlichst! Große Freude bereitete uns, daß nicht wenige unserer Abonnenten von ihren Beziehern bestätigt erhielten, daß sie seit zwanzig Jahren, oder über ein Jahrzehnt, treue Leser der „Bibliothek" sind. Alle Grüße, die wir aus den gewaltsam abgetrennten Gebieten unseres Vaterlandes und vom Ausland erhielten, erwidern wir mit deutschem Gruß. Halten wir einander die Treue auch künftig! Wir bitten unsere Leser, für die „Bibliothek" überall neue Freunde zu werben, besonders jenseits der augenblicklichen Landesgrenzen und in den besetzten Teilen unseres hart bedrängten Vaterlandes, denn unsere roten Bändchen wollen dazu beitragen, die geistige Verbindung mit der deutschen Heimat aufrecht zu halten. Auch im neuen Jahrgang werden wir uns bemühen, unseren Freunden in der Heimat und in der Fremde in mancherlei Form Anregung und Unterhaltung zu bieten und angenehme Stunden zu beschaffen.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Alte Lügen und Flunkereien

Die Alten schätzten Fröhlichkeit und vor allem herzhaftes Lachen, und es gab eine medizinische Theorie, in der zu beweisen gesucht wurde, daß Lachen das „ungesunde, dicke Geblüt" verbessern könne. In aller Zeit waren Leute beliebt, die es verstehen, einen kleinen oder größeren Kreis von Menschen zu erheitern, lustige Brüder, die Tag und Nacht darüber nachdenken, wie sie durch allerhand Possen und Narreteien andere zum Lachen bringen, die bei Mahlzeiten, Zusammenkünften und in den Wirtshäusern geschickt „aufschneiden" und lügen, so daß sich „die Balken biegen".

Was steckt hinter dem Wort „aufschneiden", das gleichbedeutend mit lügen ist? In alten Städtchen und Dörfern findet man noch da und dort in Wirtshäusern ein großes Messer, das von der Decke herabhängt. Häufig sind kleine „Schellen" oder Glöckchen an der Schneide befestigt. Zieht jemand an einem Strick, der über die Decke weg an der Wand herabhängt, dann hebt sich das Messer und die Schellen klingeln. Das ist das „Lügenmesser", woran man zieht, und die „Lüge abschneidet", die jemand erzählt hat. Wie kommt nun das Messer und die Lüge zusammen? — Ursprünglich hängt das mit dem Auf- oder Vorschneiden des Brotes oder Fleisches bei Tische, zum Zweck des Vorlegens zusammen. Allmählich gewann vorlegen den Sinn von aufschneiden und auftischen. Sagt man doch heute noch, jemand habe eine üble Geschichte „aufgetischt". In einem alten Buche von 1615 heißt es, jemand habe bei Tisch so gewaltige Reiselügen erzählt, daß das Brotmesser Scharten und Zacken bekommen habe, und der Gastgeber damit das Brot sägen konnte. So kam einmal Luzifer aus der Hölle in die Welt, ein großes Messer zu kaufen, womit man „weidlich aufschneiden", das heißt, lügen könne. Eine kolossale „Aufschneiderei" wird von einem Schmied erzählt. Der Mann saß beim Frühstück, schnitt das Brot an, sich selber durch den Leib, durch die Hauswand und auch seine Nachbarn noch in den Rücken.

Digitized by Google

Zur Bekräftigung einer Lüge führte ein Schalk an, was er erzählt habe, sei wahr, und zum Beweis werde ein Eichbaum sich beugen und mit seinem Gipfel die Erde berühren. Der Windbeutel log also derart, daß sich ein Baum bog. Von einem anderen alten Aufschneider ward gesagt:

„So mußten sich oft vor seinen Lügen
Riegel, Schlösser und Balken biegen."

Dann gibt es noch ein altes Sprichwort: „Zu grober Lüge muß man pfeifen!" Ein Pfarrer gebot einst von der Kanzel, man solle, um dem unmäßigen Lügen zu steuern, bei jeder Aufschneiderei pfeifen. Gleich danach erzählte er recht anschaulich, Gott habe, während er Eva schuf, Adam einstweilen „an einen Zaun gelehnt". Einem Bauern kam das nicht richtig vor und so pfiff er kräftig. Vom Pfarrer zur Rede gestellt, sagte der Bauer, in der Bibel stünde kein Wort von einem Zaun, der irgendwo im Paradiese gewesen wäre.

Bekanntlich sind Jäger und Fischer große Aufschneider. So wird von einem Bauern erzählt, er habe einst an einem Flusse Weidenruten abgehauen; dabei fuhr ihm die Axt vom Stiel ab und fiel ins Wasser. Einige Zeit nachher kam ein Mann an diese Stelle, der angeln wollte. Die ausgeworfene Angelschnur fuhr durch das Öhr der Axt und ein Fisch biß an. Rasch zog der Angler an, brachte den Fisch samt der Axt heraus, die ein Stück weit flog und einen Hasen erschlug. So hatte er mit einemmal einen Fisch gefangen und einen Hasen erlegt.

Ein Bogenschütze zielte nach drei auf einem Zweig sitzenden Holztauben. Der Pfeil durchbohrte den Ast, die Vögel wurden in den Spalt eingeklemmt, der Pfeil traf aber noch einen über den Tauben fliegenden Habicht, der traf im Fallen einen Storch tödlich und blieb in einem großen Fisch stecken, der in dem unter dem Baum fließenden Bach schwamm. Der Schütze ergriff den Pfeil samt dem Fisch, warf beides heraus und tötete so noch einen Hasen.

Ein gewaltiger Lügner hat folgende Geschichte erfunden. Eines Tages traf er auf der Wanderschaft Leute, die er für Jäger hielt.

Digitized by Google

Die Leute gaben ihm zu essen und zu trinken und bezeigten sich auch sonst ganz freundschaftlich. Zu guter Letzt aber kam es anders. Sie stießen einem Faß den Boden aus und fragten den Wanderer, ob er lieber sterben oder in die Tonne kriechen wolle. Der arme Kerl ließ sich einspunden und blieb in der Tonne liegen. So mußte er eine Nacht in Angst und Sorge verbringen, bis am anderen Morgen hungrige Wölfe kamen und die Knochen auffraßen, die von dem Mahl der Räuber liegen geblieben waren. Da griff der Eingesperrte zum Spundloch der Tonne hinaus, erwischte einen Wolf beim Schwanz und hielt ihn mit beiden Händen fest. Vor Schreck rannte der Wolf durch das Heidekraut und schleifte die Tonne mit dem darin verspundeten Wandersmann hinter sich her. Der hörte nun einen Fuhrmann mit der Peitsche knallen, schrie ihn an und bat um Rettung. Der Fuhrmann schlug den Wolf tot, zerbrach die Tonne und der arme Kerl kam wieder glücklich heraus. Dem Wolf zog der Wanderer die Haut ab, verkaufte sie einem Gerber, gab dem Fuhrmann einen Teil des Geldes und lebte mit dem Rest herrlich und in Freuden.

Wenn einer die Geschichte auftischte und ein Lügenmesser in der Stube hing, dann durfte man allerdings mit gutem Grund kräftig daran ziehen und die Lüge „abschneiden".

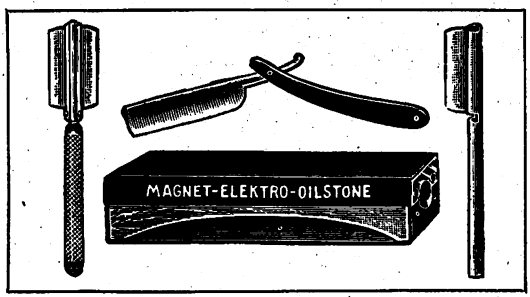
In alten Lügenbüchern kommt es oft vor, daß ein Diener oder ein Freund die unglaublichen Aufschneidereien eines Erzählers bestätigen muß. So log jemand, „er sei in einem Tag von Utrecht bis Köln mit Schlittschuhen ungefähr sechsundzwanzig Meilen auf dem Eis gelaufen". Gespött erhob sich; man lachte und pfiff. Da suchte der Diener seinem verlogenen Brotgeber zu helfen und sagte, diesen Eislauf habe der Herr am längsten Tag gemacht. Damit hatte er ihn allerdings erst recht hineingeritten, da der längste Tag in den Juni fällt.

Ein anderer Jägersmann erzählte, er habe eine Sau in der Luft schreien hören. Da ihm kein Mensch glauben wollte, rief er seinen Diener zum Zeugen auf. Der erklärte nun, ein Adler habe ein Spanferkel geraubt, und in der Luft so stark mit den Klauen gezwickt, daß das Tierchen schrie. Als die Scharte damit ausgewetzt war, flüsterte der Diener dem Herrn zu, er möge mit seinen Lügen

Digitized by Google

an der Erde bleiben, sonst könne er ihm eines Tages nicht mehr heraushelfen.

Ein Jäger sah einen Hasen, fehlte das Tier und dachte sich, der wäre uns für diesmal ausgekommen. Aber der Hund jagte dem Hasen nach. Auf einer Wiese hatte ein Mäher seine Sense mit der Spitze in die Erde gesteckt. Der Hund rannte mit dem Kopf so heftig gegen die Schneide an, daß er sich vom Schädel bis zur Schwanzspitze voneinander spaltete. Da sprang ein zweiter, im Grase hockender Hase auf, dem lief die eine Hälfte des Hundes nach, indes die andere den ersten Hasen verfolgte. So wurden zwei Hasen auf einmal gefangen. Zuletzt sollte der Diener dieses Lügenmeisters auch noch bestätigen, daß der Hund wieder „ganz geworden wäre". Nachdem er das Kunststück fertig gebracht hatte, gab er seinem Herrn den Rat, er möge künftig doch nicht mehr so weit auseinander lügen, denn es wäre ihm diesmal schon recht schwer gefallen, den Hund wieder zusammenzubringen.



Apparat zum Schärfen von Rasiermessern.

Genug der Aufschneidereien! Wer solche Geschichten gerne liest, der möge einmal das Buch des Lügenmeisters und Erzaufschneiders Münchhausen zur Hand nehmen. Th. Ley.

Apparat zum Schärfen von Rasiermessern und Rasierapparatklingen

Da die meisten Herren dazu übergegangen sind, sich selbst zu rasieren, ist auch ein Apparat, mit dem man das Schärfen der Klingen selbst besorgen kann, allgemein erwünscht. Drei diesem

Digitized by Google

Zweck dienende Gegenstände vereinigt der Apparat in sich. Er besteht aus einem Schleifstein, dem Magnet-Elektro-Ölstein, ferner einem Lederstreichriemen und einem Klingenhalter. In diesen spannt man die Klingen fest ein und kann sie dann auf dem Stein schärfen, auf dem Riemen abziehen. Eine genaue Gebrauchsanweisung liegt dem Apparat bei. O. Kl.

Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen

Über die Notlage der Gelehrten und die traurigen Verhältnisse unserer Universitäten und sonstiger Arbeitstätten der Forschung, die kümmerliche Lebensführung der Studenten haben die Tageszeitungen viel veröffentlicht. Wir werden noch lange an diesem Elend und seinen Folgen zu tragen haben. Vieles ist zur Linderung der trostlosen Verhältnisse geschehen, aber noch mehr muß getan werden, denn in unserer Zeit ist die wissenschaftliche Tätigkeit und die Volkswohlfahrt viel zu eng verbunden, als daß es denkbar wäre, die Forscher darben und aus Mangel an Hilfsmitteln ihre Arbeit ins Stocken geraten zu lassen, ohne schwersten Schaden für die Allgemeinheit erleben zu müssen. Seit Jahr und Tag sucht man in Rußland die Reste der während der Schreckenszeit nicht umgebrachten geistigen Arbeiter, die ins Ausland fliehen konnten, wieder heimzuholen. Ist es auch nicht besonders tröstlich, zu hören, daß auch dieser Notstand nicht neu ist, so wird man doch aus folgenden Schilderungen vernehmen, daß es auch in diesem Falle nichts „Neues unter der Sonne" gibt.

Der große Chemiker Antoine Laurent Lavoisier, der durch seine Arbeiten die bedeutendste Umgestaltung in der Chemie herbeiführte, ist trotz seiner damals schon übersehbaren Verdienste um die Wissenschaft und um öffentliche Einrichtungen grundlos hingerichtet worden. Die Machthaber des Jahres 1794 waren der Meinung, Gelehrte wären nicht nötig. L. A. W. Bose, ein ausgezeichneter Zoologe und Botaniker, wurde 1793 gleichfalls von den Schreckensmännern geächtet. Er entkam unter Lebensgefahr in die Wälder von Montmorency, wo er sich verborgen hielt. Unter dem Direktorium schickte man ihn 1796 als Gesandten nach Nordamerika. So günstig war das Schicksal nur wenigen

Digitized by Google

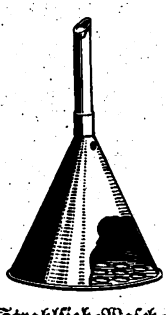
Gelehrten jener furchtbaren Zeit. Männer, die nicht unter dem Fallbeil des Henkers endeten, verarmten und siechten elend dahin.

Den bedeutenden naturwissenschaftlichen Forscher M. Adanson entschädigte die französische Regierung 1795 mit dreitausend Franken für den Verlust seines gesamten Vermögens, das ihm während der Revolutionszeit genommen worden war. Als ihn die Leitung des Nationalinstituts ersuchte, an den Sitzungen teilzunehmen, mußte Adanson erklären, er könne nicht kommen, da er weder Kleider noch Schuhe besäße. Um das äußerste Elend zu verringern, erhielt Adanson vom Minister Benezech einen Vorschuß von einigen hundert Franken. Viele andere weniger berühmte Gelehrte fristeten in Paris und der Provinz ihr Leben als Bettler oder starben in öffentlichen Spitälern. O. Bru.

Strahlsieb-Waschgerät

Der Waschtrichter „Doka" ist mit anderen ähnlichen Fabrikaten nicht zu verwechseln, denn vor diesen hat er — was sehr wichtig ist — den Vorteil voraus, daß beim Hochheben im „Doka" nicht

Waschmaschine „Doka".



Strahlsieb-Waschgerät „Doka".

wie bei anderen Waschtrichtern die schwere Wäsche mit und in dem Trichter hochgezogen wird; nur das kochende Seifenwasser dringt in den Trichter ein und strahlt durch das Sieb wieder aus, nachdem es sich durch die am Sieb außen anliegende Wäsche hindurch-

Digitized by Google

gepreßt hat. An dem Trichter sind oben Luftlöcher angebracht, so daß die eindringende Luft auf das Wasser drückt, wodurch die Handhabung des Trichters beim Herausziehen bedeutend erleichtert wird. Wenn man den Trichter zehn bis fünfzehn Minuten lang fortwährend in die Wäsche hineindrückt und wieder herauszieht, wird sie rasch und vollkommen weiß gewaschen. R. Ri.

Das letzte Hilfsmittel des Gläubigers

Solange es in der Welt irgend einen Besitz gab, den man borgen konnte, war das Zurückgeben immer schwerer als das Leihen. Zahllose Sprichwörter, die bei den verschiedensten Völkern in Umlauf waren und sind, könnten als Beweis dafür dienen, daß es mit dem Verleihen von Habe, Gut und Geld bedenkliche Haken hatte, wenn die Zeit zum Zurückgeben gekommen war. Im südlichen Indien herrschte vor mehr als einem halben Jahrtausend ein eigenartiger Brauch, um im letzten Augenblick, nachdem alle Mahnungen vergebens waren, die der Gläubiger seinem Schuldner zukommen ließ, befriedigt zu werden. War auf keine Weise Geld zu bekommen, dann stand dem Gläubiger das Recht zu, nach dem Schuldner zu fahnden. Wenn es gelang, den Säumigen zu erwischen, zog der Gläubiger einen Kreis um den Mann. Aus diesem magischen Bann durfte er nicht heraustreten; er mußte entweder zahlen oder genügende Sicherheit bieten. Wagte jemand, aus diesem Kreis zu entfliehen, so war er der Todesstrafe verfallen. Wie streng dieses gesetzlich festgelegte Verfahren beachtet wurde, zeigt ein Fall, den ein alter Forschungsreisender als Augenzeuge gesehen hat. Ein indischer Fürst schuldete einem fremden Kaufmann Geld, das er trotz aller Mahnungen nicht erhalten konnte. Als der Fürst eines Tages ausritt, benutzte der Kaufmann die Gelegenheit und zog um den Mann und das Pferd eiligst den bannenden Kreis. Sobald der Fürst bemerkte, was geschehen war, hielt er still und bewegte sich nicht von der Stelle, bis die Forderung des Kaufmanns befriedigt war.

Was würden wir erleben, wenn es heute noch solche Bannverfahren gäbe! Auf Schritt und Tritt könnte man Gläubiger

Digitized by Google

sehen, die einem Schuldner nachliefen, um einen Kreis um ihn zu ziehen, aus dem er sich nicht mehr retten könnte. Es gibt keine magischen Hilfsmittel mehr; dafür haben wir Justizpaläste, Anwälte, Richter und Gerichtsvollzieher. O. Wal.

Not macht erfinderisch

Nahrungs- oder Genußmittel durch geeignete Behandlung länger zu erhalten und vor dem Verderben zu bewahren, sie zu konservieren, hat man erst in der neueren Zeit gelernt. Der Wert der verschiedenen Konserven erwies sich besonders bei der Verproviantierung von Schiffen. Den Reisenden in fernen Ländern sind sie unentbehrlich. In Kriegen fanden sie ausgedehnte Verwendung. Wer sich zu einer größeren Fußwanderung entschließt oder eine Gebirgstour unternimmt, führt im Rucksack Konserven mit. Diese bekannten Dinge aufzuführen, hätte wenig Zweck. Weitverbreitet, sind Konserven heute auch in kleinen Städten zu haben. Daß man aber in den fernen Ländern des Ostens vor mehr als einem halben Jahrtausend Trockenmilch zu bereiten verstand und Fischzwieback herstellte, wird man gerne hören. Die tatarischen Steppenbewohner Hochasiens, die als halbe Nomaden mit ihren Herden weite Strecken durchziehen, lernten früher als wir in Europa, Trockenmilch herzustellen. Kein Mensch wird jemals genau erfahren, durch welchen Zufall diese schweifenden Völker dazu gelangten, ein flüssiges Nahrungsmittel in feste Form überzuführen, aber man darf wohl annehmen, daß sie das Eintrocknen der Milch wahrnahmen und beobachteten, daß sich die trockene Masse in Wasser wieder löste. Marco Polo, der in den letzten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts in Asien reiste, erzählte mancherlei von den Reiterhorden der Tataren. Wenn sie in kriegerischer Absicht auszogen, führte jeder Mann achtzehn Rosse und Stuten mit sich. Sie hatten kleine Zelte von Filz, unter denen sie ruhend gegen den Regen geschützt waren. War es nötig, schnell vorwärts zu kommen, dann konnten sie wohl zehn Tage fort reiten, ohne gekochte Speisen zu genießen.

Es könnte unglaublich erscheinen, daß jeder einzelne Mann so viele Pferde mitführte. Da der Unterhalt eines Tatarenheeres

Digitized by Google

zum größten Teil aus der Milch und dem Fleisch der Pferde bestand, mußte die Zahl so groß sein. Die Mongolen suchten daher auch meist nach guten Weideplätzen, wo sie sich niederließen. Die Erde erschien ihnen daher als eine große Weidefläche, und nur dort war für sie gut leben, wo es reichliches Futter für ihre Tiere gab. Mußten sie einmal viele Tage hindurch reiten, so brauchten sie nicht aus den Sätteln zu steigen, um Nahrung zu bereiten. Polo schrieb: „Sie führen Milch mit sich, die zu Teig verdickt und getrocknet ist. Man bereitet sie auf folgende Weise. Sie kochen die Milch, schöpfen den fetten oder rahmigen Teil ab, wenn er sich oben bildet und verwahren ihn in einem besonderen Gefäß, wie Butter; denn solange diese Masse in der Milch bliebe, würde sie nicht trocken und hart werden. Dann stellen sie die butterähnliche Masse in die Sonne, bis sie eingetrocknet ist. Wenn sie sich auf den Marsch begeben, so führt jeder Mann zehn Pfund davon mit sich. Jeden Morgen schütten sie ein halbes Pfund in eine lederne Beutelflasche, die wie ein kleiner Schlauch gemacht ist; dazu gießen sie so viel Wasser, als nach ihrer Gewohnheit nötig ist. Beim Reiten wird der Inhalt des verschlossenen Beutels heftig durcheinander geschüttelt, so daß allmählich eine dünnere oder dickere Suppe daraus wird, die sie als Nahrung zu sich nehmen."

Die Bewohner der östlichen Steppe haben also viele Jahrhunderte vor uns „Trockenmilch" hergestellt.

Südöstlich der arabischen Handelstadt Aden fingen die Einwohner Fische aller Art, die sie an der Sonne trockneten. Kühe, Schafe, Kamele und Pferde erhielten dort getrocknete Fische zur Nahrung. Polo berichtet: „Weil den Eingeborenen das Korn fehlt, bereiten sie aus größeren Fischen auch eine Art Zwieback. Sie hacken die Fische in kleine Stückchen und machen mit Mehl eine dicke, zähe Masse daraus, die sie über die kleinen Fischstückchen gießen, wodurch das Ganze eine Art Teig wird. Diesen Teig formen sie in Brote, die sie zunächst an der Luft trocknen und dann der sengenden Sonne aussetzen. Auf diese Weise wird ein Vorrat geschaffen, der ihnen das ganze Jahr zur Speise dient." Der Nährwert dieser trockenen Fischkonserve ist nicht gering, und

Digitized by Google

die richtig zubereiteten „Brote", bei denen der Mehlteig nur ein Bindemittel bildete, hielten sich lange Zeit.

Fleisch von verschiedenen Tieren einzupökeln oder als Beefsteak à la Tatar zu essen, berichtete Polo gleichfalls von asiatischen Stämmen aus dem südlichen Teile von Yünnan. „Diese Leute sind gewöhnt, ungekochtes Fleisch von Geflügel, Schafen, Ochsen und Büffeln zu essen, das sie auf folgende Weise behandeln. Sie schneiden das Fleisch in kleine Stückchen, legen es dann in eine Salzbrühe und geben verschiedene Gewürze dazu." Dieses gepökelte Fleisch erhielt sich lange für den Gebrauch. So wurde es aber meist nur für wohlhabende Leute zubereitet. „Die ärmere Klasse aber taucht das Fleisch, nachdem es klein gehackt worden ist, in eine Knoblauchbrühe und ißt es, als wenn es gekocht wäre."

Seit den Mongoleneinfällen lernte man in Europa diese Art, das Fleisch roh zu essen, kennen. Daher stammt wohl auch die Bezeichnung: Beefsteak à la Tatar. Daß die Hunnen rohes Fleisch unter den Sattel legten und mürbe geritten haben, wird in der gleichen Zeit erzählt. Bei den eiligen Ritten dieser östlichen Horden sparte diese Behandlung Zeit; sie brauchten nicht absitzen, um zu kochen.

Daß man vor mehr als einem halben Jahrtausend Trockenmilch herstellte, bestätigt die bekannten Worte Ben Akibas: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne." K. Noa.

Im Dunkeln ist gut munkeln

Geistererscheinungen sind wieder einmal Mode geworden. Sonst pflegten Gespenster meist in alten Schlössern, Burgruinen oder an sonstigen unheimlichen Stätten ihr Wesen zu treiben, nun aber hörte man dann und wann, daß man auch in neuen Hotels vor ihnen nicht sicher ist. Das ist allerdings auffällig, und zwar umso mehr, als mit den Geistererscheinungen an solchen Orten auch sonst allerlei ungehörige Vorkommnisse verbunden sind. So kam der Kriminalpolizei zu Ohren, daß es in einem großen Berliner Hotel nicht recht geheuer zu sein schien, denn die Gäste erzählten schauerliche Geschichten, die sich in der Nacht abspielten. Um den Sachverhalt festzustellen, mieteten sich zwei Kriminalbeamte in

Digitized by Google

einem Zimmer ein und ließen absichtlich die Türe unverschlossen. Sie hatten Glück, denn gegen Morgen, also zu einer für die Geisterwelt ungewohnten Stunde, wurde die Türe leise geöffnet und ein unheimliches Wesen kroch auf allen vieren ins Zimmer. Die verdächtige Gestalt war im nachtdunklen Raum schwer zu beobachten; schwarz, wie der Leibhaftige manchmal geschildert wird, sah es aus und langsam glitt es lautlos über den Boden. Still lagen die beiden Männer in ihrem Bett und suchten die Spuren der gespenstigen Erscheinung so gut als möglich zu verfolgen. Die schwarze Masse bewegte sich bedächtig hin und her; ab und zu richtete sich die Gestalt halb auf und tastete sich vorsichtig an den Wänden entlang. Nun schlich das dunkle Ungeheuer zu einem der Nachttische neben dem Bett und machte sich dort eine Weile zu schaffen.

Da bewegte sich einer der scheinbar Schlafenden, warf sich unruhig herum und stöhnte. Im nächsten Augenblick glitt das Gespenst quer durchs Zimmer und verschwand durch die Türe.

Nun sprangen die Männer, die mit den Kleidern im Bett lagen, heraus, und kamen eben recht, als die dunkle Erscheinung eine Türe öffnete und leise hinter sich zuzog. Nun begann die Jagd nach dem Geist. Die von innen rasch verschlossene Türe mußte geöffnet werden, und im Licht der elektrischen Lampe stand ein in einem schwarzen Trikot gekleideter Mann da, der eine schwarze Larve vor dem Gesicht trug und Handschuhe anhatte. Nach der Entlarvung erkannten die Kriminalbeamten einen seit einiger Zeit gesuchten Dieb, der sein Gewerbe in der beschriebenen Bekleidung betrieb.

Der Trick, im schwarzen Trikot, Maske und Handschuhen zu „arbeiten", stammt vermutlich von den Vorstellungen moderner Salonmagier und Zauberer, die, vor einem schwarzen Hintergrund manipulierend, von einem Helfer im schwarzen Trikot bedient werden, den das Publikum nicht sehen kann, da er sich von dem dunklen Hintergrund nicht abhebt. Die Gauner haben sich dieses Kunststück angeeignet, um ungesehen lange Finger machen zu können. O. Pan.

Digitized by Google

„Pus-Pus!" — „Miau-Miau!"

Mit dem Alkohol ist's in der Welt recht wunderlich gegangen, er galt einst als „Lebenselixir". Noch heute brennt man das „Danziger Goldwasser", einen Likör, der besonders „herzstärkend" wirken soll. Wenn man die Flasche ins Licht hält, blitzen im Glase kleine Flimmerchen echten Goldes. Nach den phantastischen Auffassungen der alten Medizin standen die Sonne und das Gold einst in Beziehungen zum Herzen; das Gold verlieh ihm „Sonnennatur, -kraft und -wirkung". Die „Sonne des Leibes" war das menschliche Herz, wie die Sonne am Himmel als das „Herz des Alls" galt. So glaubten unsere Altvordern, das eine im anderen wirksam zu machen, und gaben Gold in den Danziger Aquavit. Vita heißt Leben und aqua = Wasser, Lebenswasser also! Das alte Märchen vom „herzstärkenden" Alkohol wird von manchen Leuten immer noch geglaubt, obwohl es gerade das Herz ist, das vom Alkoholgenuß am übelsten getroffen wird. Es dauerte zwar lange, bis das genau erkannt und sicher festgestellt wurde, aber die sonstigen schlimmen Wirkungen, besonders des Branntweintrinkens, konnte man früh genug wahrnehmen. Es kam zu Verboten und damit zu Versuchen, die Vorschriften möglichst zu umgehen. In London ging man im Jahre 1738 gegen den öffentlichen Branntweinverkauf scharf vor. Die Branntweinverkäufer hielten die vordere Tür ihrer Wohnungen offen, die innere aber fest verschlossen. Wollte jemand Branntwein haben, so trat er in den Vorraum und rief: „Pus, Pus," wie man die Katzen zu locken pflegt. Von innen antwortete jemand: „Miau, miau!" Dann schob sich von innen eine Schublade aus der Wand hervor, in die Geld eingelegt wurde. Gleich danach zog der Händler die Schublade zurück, stellte ein Glas Branntwein hinein, das dem Geldwert entsprach. Der Pus-Pus-Rufer leerte das Glas und ging wieder fort.

Eine Zeitlang ging der verbotene Hausschank, der sich hinter verschlossenen Türen abspielte, recht flott, bis man endlich doch einmal dahinterkam, was die Katzenlockrufe und das Miaugeschrei bedeuteten. Ob die Redensart für Berauschtsein oder die Nachwirkungen eines Alkoholexzesses, „einen Kater haben", damit irgendwie zusammenhängt, ist schwer zu sagen. H. Cle.

Digitized by Google

Begrenzte Fachkenntnis

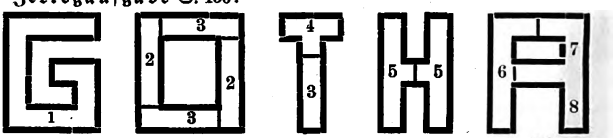
Ein alter, in seiner Kunst wohlerfahrener Apotheker, der ein großes Werk über giftige Stoffe in der Pflanzenwelt und ihre Anwendung in der Medizin geschrieben hatte, heiratete noch sehr spät. Bald zeigte es sich, daß er einen bösen Griff gemacht hatte, denn seine Frau erwies sich als geizig, zänkisch und boshaft. Als seine besten Freunde darüber klagten, daß dem Apotheker ein solches Mißgeschick widerfahren war, sagte einer: „Es ist seine eigene Schuld; als ein so gelehrter Mann hätte er ein so überaus giftiges Kraut sofort erkennen sollen." J. Bol.

Auflösungen der Rätsel des 12. Bandes:

Scharade S. 28: Nachtmütze.
Silbenrätsel S 28: Weltreich, Irma, Elba, Nanking=Wien, Haag.
Bilderrätsel S. 67: Das Lied von der Glocke.
Rösselsprung S. 97:

In jedes Menschen Gesichte steht seine Geschichte,
Sein Hassen und Lieben deutlich geschrieben,
Sein innerstes Wesen es tritt hier ans Licht,
Doch nicht jeder kann's lesen, verstehn jeder nicht.
(Mirza Schaffy.)

Dreisilbiges Rätsel S. 112: Staub—ecken — Staubecken.
Logogriph S. 112: Esau, Sau.
Zerlegaufgabe S. 156:



Kombinationsaufgabe S. 178: 1. Regenbogen, 2. Eidechse, 3. Insterburg, 4. Narzisse, 5. Einhorn, 6. Karabiner, 7. Erzgebirge, 8. Frankreich, 9. Umbrien, 10. Christian, 11. Hellebarde, 12. Satrap = Reineke Fuchs.

Lösungen unserer Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 12 sandten ein: Julie Schmargendorf, Bremen (8); Heinrich Brüttinger, Paderborn (7); Frieda Ellmenborg, Magdeburg (6); Robert Eggler, Homburg (8); Willi Irion, Jarthausen (8); Erika Saklert, Chemnitz (7); Melanie Rottermund, Fürth i. B. (7); Paul Walter Kelzing, Nürnberg (8); Emilie Reinhardt, Schaffhausen (6); Anton Ernst Villinger. Meersburg a. Bodensee (8); Richard Hiller, Breslau (6); Franzieka Bauer, Stein a. Rh. (7); Ferdinand Ankenbrandt, Dresden (8); Ernst Schneider, Stuttgart (6).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart

Digitized by Google

E. TAESCHNER'S

NASOL

Das vorzüglich bewährte

Schnupfenmittel

in flüssiger Form. Empfohlen von Ärzten als Vorbeugungsmittel bei Grippe, Influenza, Katarrh usw. Die neuartige Anwendungsmethode verbürgt eine vollständige Desinfektion der Luftwege. Überall erhältlich, eventl. von der

Kommandanten-Apotheke
Berlin C. 19, Seydelstraße 16

ELTOX

E. TAESCHNER
CHEM. PHARM. FABRIK BERLIN C 19

Name gesetzlich geschützt

Bestes Vorbeugungsmittel gegen alle Erkrankungen, welche durch eine schlechte Verdauung, mangelhaft. Stoffwechsel (Gallensteine) u. beginnende Alterserscheinungen (Arterienverkalkung) entstehen. Hervorragendes Auffrischungsmittel. Erhältlich in Apotheken und Drogengeschäften oder in der

Kommandanten-Apotheke
Berlin C. 19, Seydelstraße 16

Erlösung winkt von Pein und Qualen
Durch Dorns Reform-Schuh und -Sandalen

Anfertigung für jeden Fuß nach eingesandtem Fußumriß in Ia Leder, Rahmen-Handarbeit und bestgeeigneten Materialien. Bestellungen nehmen Reformhäuser u. Sportgeschäfte entgegen. Wo noch nicht eingeführt, verlange man Prospekt vom Hersteller:

Reform-Sport-Schuh-Haus
Michael Dorn
Stuttgart, Augustenstr. 18

Wiederverkäufer, Wander- und Sportvereine, Natur- und Gesundheitsvereinigungen Sonderpreise

---

Bei **Magenschmerzen**, Magenkrampf, saurem Aufstoßen, Stuhlverstopfung u.ä. nehme man nur **Welter's Mixtur Magnesia Magenpulver**. Tausende Dankschreiben bestätigen seine vorzügliche Wirkung. Preis ausschl. Porto. In Apotheken oder d. Fabrik Welter, Niederbreisig Rhein, Abt. 155. Man achte auf Original-Packung.

Digitized by Google

Eine schöne Locke an der Wange macht jedes Gesicht reizvoll und interessant. „Eta-Haarkräuselgeist“ macht natürliche Locken und hält das Haar in lockerer Fülle, auch bei Transpiration. Preis 9000 M.

Augenbrauen und Bart werden dichter und stärker durch „Eta-Augenbrauenbalsam“. Färbt gleichzeitig allmählich dunkler (unabwaschbar). Das Gesicht wird ausdrucksvoll und interessant. Preis mit Verteiler 8000 M. „Eta-Augenbad“ mit der Wanne stärkt die Augennerven, gibt strahlende Frische und Glanz. Preis mit Wanne 9000 M.

„Eta-Masse“ löst alle gelben Ansätze und Zahnstein augenblickl. auf und macht vernachlässigte Zähne sofort schneeweiß. Pr. 9000 M. „Eta-Sauerstoffzahnpulver“. Für tägliche Zahnpflege. Preis 1000 M.

„Eta-Zahnplomben“ zum Selbstplombieren der Zähne. Preis 10 000 M.

Das 21. Modell Pat. 521737 des Nasenformers „Zello-Punkt“ mit weichsten Lederschwammpolstern formt d. orthopädisch beeinflußten Nasenknorpel normal. Preis 25 000 u. 30 000 M. Der neue pneumat. „Stirnrunzelglätter“ D.R.P. 352864 beseitigt die häßl. Stirnfalten gänzl. Preis 15 000 M.

Mitesser beseitigt man augenblickl. für immer mit dem neuen „Eta-Mitesserentferner“ (D. R. G. M. 766976) mit der dazugehörigen „Etalösung“, womit kinderleicht Mitesser, Pickel und fettglänzende Haut sofort beseitigt werden. Preis mit Zubehör 10 000 M.

Eta-Nasenbad läßt die Nasenröte vollständig verschwinden. Gleichviel, ob durch Kälte, Temperaturwechsel, erweiterte Poren, übermäßigen Blutandrang oder Verdauungsstörungen. Eta-Nasenbad wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend, wodurch der zu starke Blutzufluß eingeschränkt wird. Preis mit allem Zubehör 25 000 M.

Unschöne dicke Lippen, großen Mund korrigiert sicher Eta-Lippenformer. Preis 14 000 M. „Eta-Grübchenbandage“ erzeugt reizende Grübchen. Pr. 22 000 M. Die „Eta-Maske“, welche des Nachts angelegt werden kann, beseitigt gründlich durch Sauerstoffwirkungen Sommersprossen, Hautunreinigkeiten, gelbliche Haut und erzeugt jenen beneidenswerten reinweißen Teint. Preis 23 000 M.

Die präparierten „Eta-Handhüllen“ (D. R. G. M 699014) werden nachts auf die Hände gezogen, wor. der Sauerstoffbleichprozeß die Hände zart u. auffallend weiß macht. Preis für Damen od. Herren 22 000 M. „Fingerspitzenformer“ erzeugen elegante schlanke Finger. Je 5 Stück 9000 M.

Digitized by Google

Geradehalter „Sascha“ D. R. G. M., der primitivste, doch bequemste und zweckmäßigste Geradehalter. Seine sanfte Elastizität erinnert Dich stets: „Schultern zurück, Brust heraus“. Angeben, ob Figur klein, mittel oder stark. Preis 11 000 M.

Lästigen Fuß-, Hand- oder Achselschweiß beseitigt: „Eta-Fußbadlösung“. Die Füße u. Achselhöhlen bleiben sofort garant. trocken u. vollst. geruchlos. Garantiert unschädlich. Preis m. Verteiler u. Zubehör 10 000 M.

„Eta-Tätotropfen“ beseitigt in acht Tagen alle Tätowierungen, Muttermale, Leberflecke und Warzen gänzlich. Kein Mittel kommt den „Eta-Tätotropfen“ an Wirkung gleich. Preis 15 000 Mark

Die verbesserte neue **„Eta-Schälkur“** nach ärztlicher Vorschrift schält in einigen Tagen unmerklich für die Umgebung unreine, graue oder gelbe Haut. Die neue Haut erscheint in zartester Reinheit und erweckt allseitig Bewunderung. Preis 18 000 M.

Doppelkinn, stark. Leib u. Hüften, unschöne Fesseln, dicke Waden **beseitigt „Eta-Zehrwachs“.** Ein neues sehr wirksames Mittel, um an jeder gewünschten Stelle übermäßigen Fettansatz z. verringern, 19000 M.

„Eta-Formenprickler“. Kräftigt u. festigt durch neu angeregte Blutzirkulation intensiv d. Brustgewebezellen. Schöne, volle Körperformen entwickeln sich. **Der Erfolg ist ärztl. bestätigt.** So schreibt u. a. **der Kosmetiker Dr. med. Klatt:** „Senden Sie noch 2 „Eta-Formenprickler“. Habe mit der Anwendg. dies. Apparates sehr schöne Erfolge erzielt.“ 19 000 M.

„Eta-Haarzerstörer“. Alle Haarentfernungsmitt. haben leider den Nachteil, daß die Haare nur stärker wieder wachsen. „Eta-Haarzerstörer“ entfernt nicht die Haare, sondern

bleicht u. zersetzt dieselb., so daß sie vollständ. farblos u. dünn werden u. wie Flaumhärchen nicht sichtbar sind. Für alle Körperstell. auch f. d. Achselhaare d. Artistinnen. Pr. 14 000 M.

„Eta-Artikel“ sind durch zahlreiche Patente im In- und Auslande geschützt, ferner geschützt gemäß Gesetz vom 12. Mai 1894. Von zahlreichen Ärzten und Chemikern ausprobiert und glänzend begutachtet. Täglich eingehende Dankschreiben, selbst aus den entferntesten Ländern der Erde. Versand unauffällig per Nachn. oder gegen Voreinsendung auf Postscheckkonto Berlin 43634. Porto 1000 M. extra. Preisänderungen vorbehalten. Bei Bestellung von drei verschiedenen Artikeln oder mehr porto- und spesenfrei.

Laboratorium „ETA“ Gesellschaft m. b. H.

Berlin W 239, Potsdamer Straße 32

Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114881169